Dropbox: 5 GB Smoost: 19 Klicks Lovoo: 26 Körbe Facebook: 91 Likes Offline: KOSCHDENLOS

Ausgabe 91
26.6.2014 / Jahrgang 19

OTTFRIED.

Die Bamberger Studierendenzeitschrift

Klick mich!

Die Formel für **schlaue Studenten**

WÖHRL + **STUDENTEN**AUSWEIS =

10%

PREIS**NACHLASS***!

BIS **31.12.2014**

*Der **Studentenrabatt** ist nur in Deinem **WÖHRL Haus Bamberg** gültig. Er ist nicht mit anderen Gutscheinen oder Rabattaktionen kombinierbar. Er gilt nicht für Änderungen, andere Serviceleistungen und besonders gekennzeichnete Artikel. Eine Barauszahlung ist nicht möglich. Nur gültig bis **31.12.2014**. Mitarbeiter der Firma WÖHRL sind von der Aktion ausgeschlossen.

Bei uns bekommst Du bei Deinem Einkauf unter Vorlage des gültigen **Studentenausweises** bis zum **31.12.2014 10% Preisnachlass***!

WÖHRL

MODE & SPORT MIT STARKEN MARKEN

Bamberg • Maximiliansplatz 8-12 • 96047 Bamberg

Mo bis Sa von 9.30 bis 19.00 Uhr • www.woehrl.de

Rudolf Wöhrl, d.H.d.M. GmbH & Co. KG • Lina-Ammon-Straße 10 • D-90471 Nürnberg

Mein Name ist Haase, ich weiß von Klicks
Wahrhaft weise Worte zum www. Tipps vom Profi-Prof: Profilieren im Internet. **06**

Umfrage: Schon mal dich selbst gegoogelt?
Volker, Laetitia, Owusu, Julian, Sigurd und Anna haben uns geantwortet: Gedichte, norwegische Sagen, digitale Telefonbücher, ein Bild und vieles mehr. **23**

Smartphone-Säggl
Ob Whats App, Telefonieren, Angry Birds oder Wikipedia: So gehen Sie Ihren Mitmenschen gehörig auf die Nerven! **37**

Potpourri

Impressum/Editorial 4
TTIP – Stein der Wirtschaftswaisen oder Supergau? 5

Titel

Mein Name ist Haase, ich weiß von Klicks 6
Elvis Presley und der Sonnenuntergang
Von Fußballrappern und Lebensberatern 8
Flirten, Singen, Filmen
Meine Straße, meine Uni, mein Blog. 12
Freiwilliger Verzicht auf Privatsphäre, oder: Der Blog
Der Beginn von etwas Großem? 14
Von Spenden-Appern und Affenbrot-Bäckern
UpDate 16
Hot or Not – mit Lovoo zum eigenen Baby
Mit einem Klick die Welt retten 18
Gewissenspflege für Phlegmatiker
Karte zum Herausnehmen 20
Bamberger Gärtnereien
Kein Plan vom Source Code 22
Eine Glosse von Tim Förster
Umfrage 23
Schon mal dich selbst gegoogelt?

Studium

Zurück in die Vergangenheit 24
mit Prof. Dr. Johannes Grotzky
Dämliches Desinteresse 26
Die Hochschulwahlen 2014 – Ein Nachruf

Leben

Ich war jung und brauchte das Geld 28
In Kluften schuften

Kultur

Kulturelle Köstlichkeiten 32
Die Redaktion rezensiert
e_und 33
Deutsch-italienische Lyrik-Leckerbissen
Die Bamberg-Fairsteher 34
Stadtführungen ausprobiert

Das Letzte

Which iPhone is my phone? 36
Ordne Handys ihren Besitzern zu
Smartphone-Säggl 37
So nerven Sie Ihre Mitmenschen
Dinge, die Bamberg nicht braucht 38
Importiertes Bier
Filmrätsel 39
Mach mit und gewinne Kinokarten

Mit einem Klick die Welt retten
Diktatoren stürzen – vom eigenen Schreibtisch aus? Eine verlockende Vorstellung und ihre gefährlichen Verlockungen. **18**

Ich war jung ...
... und brauchte das Geld
Wie sich Studierende neben dem Studium ihr Geld verdienen: Vom Barock über Flugzeuge und Telefone zum WG-Casting. **28**

Die Bamberg-Fairsteher
Davon, dass Amerikaner mehr Süßigkeiten bekommen als Asiaten, wir besser auf das ein oder andere Steak verzichten sollten und Bamberg ein Sodom und Gomorrha des Konsums ist. **34**

Impressum

Ottfried. Die Bamberger Studierendenzeitschrift erscheint zwei Mal im Semester, jeweils im Mai und Juli beziehungsweise im Dezember und Februar. Zusätzlich erscheint zum Wintersemester eine Erstsemester-Ausgabe.
Herausgeberin und Redaktion verstehen Ottfried als unabhängiges Organ, das keiner Gruppierung oder Weltanschauung verpflichtet ist. Für namentlich gekennzeichnete Artikel übernimmt der Autor die Verantwortung.

Herausgeberin und V.i.S.d.P.: Jana Zuber
Online: Anita Richtmann, Fabian Swidrak
Anzeigen: Daniela Walter
Finanzen: Isabella Kovács

Chefredaktion:
Jonas Meder und Timotheus Riedel

Layout-Chefredaktion: Jana Zuber

Redaktionsanschrift:
Ottfried
c/o Jana Zuber
Balthasargässchen 1
96049 Bamberg
E-Mail: ottfried@ottfried.de
Internet: www.ottfried.de

Layout und Redaktion:
Simon Barsties, Julia Braun, Sebastian Burkholdt, Konstantin Eckert, Anna Farwick, Miriam Fischer, Tim Förster, Lisa M. Giersch, Larissa Günther, Arthur Hiller, Kai Hubert, Ann-Kathrin Kerst, Maximilian Krauss, Marie-Louise Landsberger, Sabrina Nell, Tamara Pruchnow, Julian Rodemann, Alissa Rogg, Andreas Rossbach, Jil Sayffaerth, Katharina Stuch, Bianca Taube, Tanja Telenga, Jana Vogel

Externe Mitarbeit:
Manuel Grygier, Hannah Hofmann, Ingrid Lux-Zuber, Mathias Murk

Titelbild:
Grafik: Jonas Meder; Fotos: Manuel Grygier, Ann-Kathrin Kerst, Maximilian Krauss, Marie-Louise Landsberger, Sabrina Nell, Jil Sayffaerth, Jana Zuber

Bilder im Inhaltsverzeichnis:
Larissa Günther, Maximilian Krauss, Jonas Meder, Mathias Murk, Tanja Telenga

Tagclouds erstellt mit tagxedo.com

Redaktionsschluss: 14. Juni 2014
Auflage: 3.000 Stück
Druck:
creo Druck & Medienservice
Gutenbergstraße 1
96050 Bamberg

Wir danken der KHG, vor allem Alfons Motschenbacher und Marita Böhnlein, für die Räumlichkeiten und die Unterstützung.
Liebe Grüße an Tarek!

Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser,

wer im Internet nicht auffindbar ist, mache sich verdächtig, meint Professor Haase vom Bamberger Lehrstuhl für Romanistik im Interview. Ist es wirklich so weit gekommen? Ist die digitale zu einer gleichberechtigten zweiten Welt neben der Realität geworden? Und ist der Mensch von heute mit seinem um ein Smartphone verlängerten Arm, dem Tablet auf dem Schoß und dem Herzschrittmacher nichts anderes als ein Cyborg?
Eines ist gewiss: Das Internet hat das Leben dieses Menschen so tiefgreifend verändert wie kaum eine andere Revolution der Geschichte. Längst hat sich der HTML-Code nach den Hobbykellern realitätsfremder Freaks auch die Welt der Wirtschaft und das undurchdringliche Mysterium der Liebe zu Eigen gemacht, sich neuerdings gar die Nachhaltigkeit auf die Fahne geschrieben. Und so ist das zweite, das heimliche Thema dieser Ausgabe das Weltretten. Was ist dran an der Idee, mit Klicks allein alles besser zu machen? Was hilft das Teilen und Tauschen im Netz wirklich? Und wieso bekommen Amerikaner eigentlich mehr Bonbons als Asiaten? – Wir haben nachgeforscht.
Und jetzt: Umblättern, Freunde!

Jonas Meder & Timotheus Riedel

Transatlantische Handels- und Investitionspartnerschaft: Stein der Wirtschaftsweisen oder doch Supergau?

Eine Demokratie, in der jedes Produkt vom Weltmarkt zollfrei in jedem Land erhältlich ist: Traum einer jeden Wirtschaft? Die EU-Kommission verwirklicht jetzt diesen Traum. Werden also demnächst Kinder mit Chlorfleisch auf dem Brot zur Schule geschickt und unsere Chips aus genverändertem Mais hergestellt?
Möglicherweise. Aber die interessantere Frage ist doch, so denkt sich wohl die Dame auf unserem Bild ganz unschuldig: Wie kann man die Leute, die gegen so etwas protestieren, am imposantesten auf ein Foto bannen – dass es bis morgen möglichst viele Likes auf Instagram ersammle?

TEXT: LISA MAREIKE GIERSCH
FOTO: ANN-KATHRIN KERST

#tim_foerster

>> Prof. Dr. Martin Haase vom Lehrstuhl für Romanische Sprachwissenschaft ist Wikipedianer der ersten Stunde, Blogger, Podcaster, Mitglied des Chaos Computer Clubs und der Piratenpartei. Im Ottfried-Interview spricht er über die Jagd nach hohen Klickzahlen, Facebook und Selbstvermarktung im Internet.

#ingrid_lux-zuber

http://www.ottfried.de/9118

Ausdauer, Interaktion mit dem Publikum und technischer Aufwand – schön! Doch der beste Marketing-Tipp aus dem Hause Haase sind niedliche Katzen. Ob dem Professor dabei dieses Video durch den Kopf ging?

Mein Name ist Haase, ich weiß von Klicks

Welche Möglichkeiten gibt es, sich im Internet mitzuteilen und zu vermarkten?
Da gibt es eine ganze Menge. Anfangen sollte man immer mit einem Blog, weil das am einfachsten ist. Zum Beispiel mit WordPress. Der nächste Schritt für Anfänger wäre das Podcasten, was auch mit YouTube verbunden werden kann. Indem man zumindest die Tonspuren online stellt, hat man da schon mal einen Fuß in der Tür. Man kann natürlich auch Filmchen machen, aber damit steigt auch der Aufwand. Wichtig ist auf jeden Fall, bei einer Sache am Ball zu bleiben. Bezüglich der Plattformen ist es, wenn man auffallen will, auch noch sehr hilfreich, eine eigene Domain zu haben.

Wie wichtig ist es, regelmäßig zu liefern?
Sobald man das nicht tut, sinken die Zahl der Zugriffe und auch das Interesse der Suchmaschinen. Natürlich geht es auch darum Zugriffe zu haben, sonst ist es witzlos. Das Produzieren kann anfangs mühselig sein, wenn man kein Feedback bekommt. Aber man muss dranbleiben und immer wieder regelmäßig liefern. Am besten mehr als einmal im Monat, auch wenn das von Medium und Inhalt abhängt. Schließlich produziert man ja letztendlich für Menschen. Wenn man selten etwas online stellt, geht deren Interesse verloren und sie vergessen den entsprechenden Internetauftritt.

Wie hält man am besten Kontakt zu den Nutzern?
Das ist wiederum komplizierter. Es ist nunmal so, dass man Feedback auch beantworten sollte, damit die Leute noch mehr Feedback geben. Parallel dazu braucht man auf jeden Fall eine Präsenz, wobei Twitter ein wichtiger Kanal sein kann. Dort bekommt man schnell Leute zusammen, so wie auf Google+ oder Facebook. Auch wenn ich persönlich kein Freund von Facebook bin. Doch sicher sind Einsteiger mit einer eigenen Seite im Vorteil. Man sollte nach Möglichkeit alle Kanäle bedienen. Nach meiner persönlichen Erfahrung kann man gerade mit Twitter noch mehr Reaktionen generieren.

Woher kommen Ihre Vorbehalte gegen Facebook?
Gegen Facebook spricht natürlich zum einen, dass die Nutzungsbedingungen nicht tragbar sind. Außerdem ist das nur vordergründig eine Mitteilungsplattform, eigentlich geht es darum, Werbung zu vermitteln. Facebook ist nur eine Werbefirma.

Welche Darstellungsform ist denn heutzutage am erfolgreichsten und beliebtesten?
Ich kann nur für mein Umfeld sprechen. Ich glaube, dass Audiopodcasts am besten funktionieren, denn man kann sie mit einer geringen Hürde konsumieren und dabei noch etwas anderes tun. Außerdem erfährt man solche Dinge unmittelbar, hat sie quasi direkt im Ohr, und sie haben deshalb den größten Einfluss. Beim Video müssen die Leute auch hingucken, das geht nicht nebenbei und auch nicht so lange. Auch müssen Videos gut aufbereitet sein. Sich einfach vor die Webcam zu setzen, reicht nicht aus. Man muss schneiden und Effekte setzen, denn schon einen Podcast, der rauscht und knackt, hört sich niemand an. Der Aufwand, auch zeitlich gesehen, für ein funktionierendes Video ist da noch wesentlich größer. Beim Podcast kann man auch Bilder als Kapitelmarken dazu nehmen und diese mit Videos auf YouTube verknüpfen, dadurch sind auch die Videofans bedient.

> Das Einzige, das mit schlechter Qualität funktioniert, ist vielleicht noch Porno.

Technische Kompetenz wird also vonseiten der Nutzer verlangt?
Einen Mindeststandard muss man erfüllen. Selbst bei inhaltlich grausamen Videos, über deren hohe Zugriffszahlen man sich wundert, merkt man häufig, dass sie technisch ganz gut gemacht sind. Wenn es um eine Katze geht, soll man die Katze auch sehen. Das Einzige, das mit schlechter Qualität funktioniert, ist vielleicht noch Porno. Aber auch da sind die Ansprüche gestiegen. Qualität muss sein, sonst bleiben die Klickzahlen im unteren Bereich.

Auf welches Pferd müsste man setzen, um die meisten Klicks zu bekommen?
Die größte Nutzerzahl bekommt man wahrscheinlich mit unterhaltsamen Sachen. Das muss kein Trash sein, aber

niemand guckt sich eine halbe Stunde lang an, wovon er gelangweilt ist.
Vor allem Sensationelles und Nervenkitzel kommen gut an. Das sieht man ja auch an den Medien, wo aufregende Nachrichten am schnellsten die Runde machen. Ich denke da zum Beispiel an die Jungs, die auf Gebäude klettern und von oben fotografieren. Deren Klickzahlen gehen in die Millionen. Mit so etwas kann man ganz schnell ankommen, auch wenn ich das in dieser Form keinem empfehlen würde.

Welche Rolle spielen denn Bilder überhaupt?

Naja, die Leute wollen natürlich auch was sehen, auf YouTube sowieso. Aber auch in Blogs oder auf Websites. Fotos sind deshalb immer attraktiv. Ich habe zum Beispiel mal das Haus von Elvis Presley bei Sonnenuntergang fotografiert, weil ich zufällig da war. Das Bild wollten in der Folge viele haben, jetzt findet es sich auf mehreren Websites. Man muss manchmal nur zur richtigen Zeit das richtige Foto machen und – ganz wichtig – nicht immer auf Geld bestehen. Man kann solche Dinge auch als freie Inhalte rausgeben, die unter Namensnennung verwendet werden dürfen. Der Rest funktioniert von selbst. Das kann ganz schnell gehen. Verlangt man etwas, sinkt das Interesse schnell. Geld mit Fotos zu verdienen geht wohl nur, wenn man nichts anderes im Leben macht. Ich denke also, die Mischung aus Text und Fotos ist wichtig.
Recht praktisch sind bei Videoformaten übrigens auch Screencasts, wenn man nicht selbst vor die Kamera will. Trotzdem schadet es nicht, sich auch mal selbst zu zeigen – oder ein paar niedliche Katzen.

Welche Chancen ergeben sich aus hohen Klickzahlen?

Wenn man von vornherein mit dem Plan ‚Geld zu verdienen, an die Veröffentlichungen herangeht, funktioniert das höchstwahrscheinlich nicht. Erst muss man sich einen Namen machen.
Auch auf diesem Weg berühmt gewordene Leute mussten eine gewisse Aufmerksamkeitsschwelle überschritten haben, bevor sie Geld verdienen konnten. Justin Bieber musste erst entdeckt werden und eine Unterhaltungsindustrie im Rücken haben, bevor er dort ankam, wo er jetzt ist.

Wäre es besser, die eigentliche Aktivität außerhalb des Internets stattfinden zu lassen und dort lediglich für sich zu werben?

Wenn man irgendwie außerhalb des Internets aktiv ist und Aufmerksamkeit damit erreichen will, sollte man definitiv das Medium nutzen, da kann man unter Umständen gut damit verdienen. Trotzdem ist es auch möglich, das, was man im Internet macht, zum Beruf auszubauen. Beispiel: Der Journalismus ist heute ein Netzjournalismus. Alles andere halte ich

#jonas_meder

für vernachlässigbar oder anachronistisch. Ich denke, dass in absehbarer Zeit, bis die jetzigen Studenten soweit sind, Papiermedien nur noch eine sekundäre Rolle spielen. Wer jetzt anfängt, im Internet gut zu schreiben, der verdient damit später auch. Man kann ja heute schon Geld verdienen, wenn man halbwegs die deutsche Rechtschreibung beherrscht und für irgendjemanden Texte korrigiert. Das muss man sich mal vorstellen!
Das Netz bietet also sehr viele Möglichkeiten. Man muss aber erst bekannt sein, bevor man sich lohnenswerterweise etwas ausdenken kann, das Einnahmen generiert.

Ist das die Idee des Personal Branding?

Wenn man einen gewissen Bekanntheitsgrad hat, wird nachgefragt, ja. Einmal in einem Adressverzeichnisse gelandet, wird man immer wieder kontaktiert. Neulich wollte der Guardian von mir eine Meinung zum Besuch Merkels in den USA vor dem Hintergrund der Spähaffäre haben. Wahrscheinlich stand neben meinem Namen in deren Telefonliste wohl etwas wie „kennt sich mit Internet aus“.

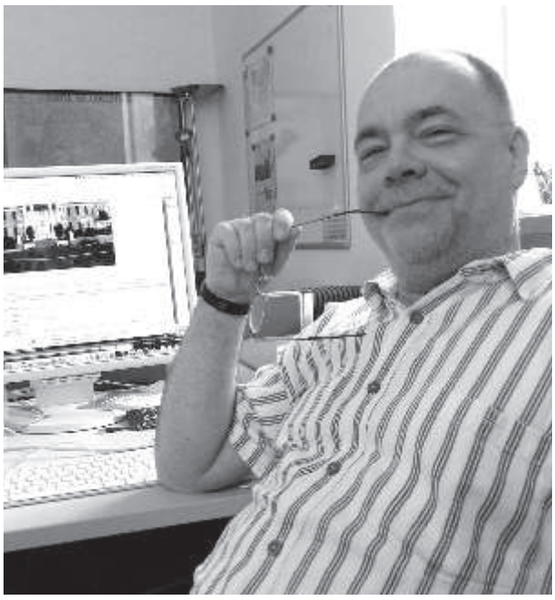
Welchen Stellenwert hat denn mittlerweile unsere Darstellung im Netz, zum Beispiel bei der Jobsuche? Ist nach wie vor eine gedruckte Bewerbung das A und O?

Nein, überhaupt nicht. Ich glaube, das Internet ist in den meisten Berufen wichtiger. Wenn es um Bewerbungen geht, schaue ich immer im Netz, was die Leute so machen. Ich empfinde es als nachteilig, wenn jemand dort keine Spuren hinterlässt. Ich glaube, es ist notwendig, dass man gefunden wird, wenn man irgendwo gut ankommen will. Falsche Namen oder überhaupt keine Präsenz stimmen eher skeptisch. Ich frage mich dann immer: Macht der nichts, kann der nichts, ist das ein Langweiler oder hat der etwas zu verbergen? Ohne Infos im Netz geht es nicht. Nur bei Facebook zu sein reicht natürlich nicht aus. Deshalb muss man offensiv damit umgehen und seine Sachen online stellen, um Gutes hervorheben.

Geht das wirklich schon so weit?

Das Leben findet heutzutage im Netz statt. Das ist die erste Realität geworden. Das war vielleicht mal andersrum, aber jetzt halte ich das für wichtig. Man muss natürlich nicht die komplette Familiengeschichte offenlegen und andere in die eigene Darstellung miteinbeziehen wie das bei Facebook zwangsläufig passiert. Aber das eigene Schaffen sollte man ruhig zeigen.

Vielen Dank für das Gespräch!



Von Fußballrappern

#julia_braun #tim_foerster
#sonja_gerhardt

>> Sie musizieren, persiflieren, diskutieren – vor der Kamera. Die Welt der YouTuber ist bunt, auch oder vor allem jenseits bekannter Gesichter wie LeFloid oder Lady Gaga. Wir stellen vier Aktive aus der Region vor und erzählen von ihren Strategien auf der Jagd nach dem Klick.

http://www.ottfried.de/9123

Na, neugierig geworden? Willst du dir jetzt selbst Flirt-Kniffe von Jaycoach abgucken, Klaus oder JUN zuhören oder die cineastischen Leckerbissen von Philmfilm genießen? Dann haben wir da online vielleicht etwas für dich ...

Es genügt ein kurzer Griff zur Maus und man erhält Zugang zu Abermillionen Stunden Videomaterial mit Musik, Unterhaltung, tagesaktuellen Nachrichten und den verschiedensten Tipps für nahezu jeden Bereich des alltäglichen Lebens. Wer möchte, spart sich den Anruf beim Klempner oder den Gang in die Fahrradwerkstatt und lässt sich alles Nötige lieber online erklären – natürlich kostenlos. Längst hat sich die Plattform YouTube große Teile des Geschehens außerhalb der virtuellen Welt zu Eigen gemacht, vor allem dank ihrer Nutzer, mehr als einer Milliarde monatlich (laut YouTube-Presse).
In jeder realen Minute stellen sie 6.000 neue Videominuten ein – also 100 Stunden, das meiste kaum beachtet, weniges extrem erfolgreich. Klassische Beispiele für einen kometenhaften Aufstieg sind Psy und Justin Bieber, die so manchem als Vorbild dienen, der in Erwartung einer großen Karriere eigene Videos provisorischer Aufmachung online stellt. Doch während nun der durchschnittliche Besucher tagtäglich seine Runden im Netz dreht, sich mehr oder weniger zielgerichtet durch den Clip-Dschungel wühlt und immer wieder mit solch klischeehaften Zielsetzungen konfrontiert wird, stößt er bisweilen auch auf Produzenten, die dem Inhalt ihrer Videos etwas mehr Beachtung schenken. Sicher, hohe Klickzahlen wünscht sich wohl jeder von ihnen, doch der Weg dorthin kann in ganz unterschiedlicher Weise beschritten werden.

> In jeder realen Minute stellen Youtube-Nutzer 6.000 neue Videominuten ein.

Jaycoach
Jamel ist Flirtcoach. Er betreibt einen für deutsche Verhältnisse eher außergewöhnlichen YouTube-Channel mit ca. 500 Abonnenten. Nachdem ihn seine Freundin verlassen hatte, wollte er endlich mehr über Frauen erfahren. Zusammen mit Kumpels wälzte er zunächst Bücher, schaute sich YouTube-Videos aus Amerika an und nahm die auf MTV ausgestrahlte Serie „The Pickup Artist“ unter die Lupe, denn in den USA floriert die Szene der Flirt-Beratung. Später geriet er allmählich in die deutsche Szene, in der der YouTuber „TheDevilMethod“ eine Art Mentor für ihn darstellt: Der 28-jährige verdient durch die Videos und Coachings seinen Lebensunterhalt. Doch ein leichter Weg war es auch für ihn nicht. Mehrere Jahre brauchte er, um sich seine heute 57.000 Abonnenten zu sichern. Jamel bat „TheDevilMethod“ um Unterstützung, gab sich den Namen JayCoach und erhielt sehr schnell Anerkennung aus der Szene. „Dabei braucht man Geradlinigkeit, Zielstrebigkeit und Ehrgeiz, um erfolgreich zu sein“, erklärt Jamel.
Die Besonderheit seiner etwa 40 Videos besteht darin, dass grundsätzlich alles vorher ausgetestet wird, da JayCoach bloßes Theoriewissen nicht ausreicht. Die Videos sind simpel aufgezogen, schon allein um persönlicher auf die Zuschauer zu wirken. „Viel Sprachtraining war nötig, um die notwendige Souveränität beim freien Sprechen zu erlangen“, sagt Jamel. Sein Channel gibt die wichtigsten Tipps und No-Gos rund ums Flirten. So wird es der schwer haben, der ein ungepflegtes Äußeres aufweist, obwohl Äußerlichkeiten nicht das einzige Kriterium sind. Wenn der Anfang gemacht ist, sollten möglichst auch interessante Gespräche zustande kommen.
Wichtig ist auch, eine gesunde und natürliche Sicherheit auszustrahlen. Wer in Clubs geht und sich Mut antrinkt, sollte sich nicht wundern, wenn ihn jede Frau nach zwei Worten stehen lässt: „Nichts ist unattraktiver als ein Kerl, der lallt und dazu noch unangenehm riecht.“ JayCoach ermutigt weiterhin dazu, die Angst vor Körben zu überwinden. „Wer viele Frauen anspricht, bekommt zwar viele Absagen, aber auch Sicherheit und irgendwann mehr Dates.“ Er gibt zu, dass er sicher öfter scheiterte, als all seine Freunde zusammen: „Das Wichtige ist nur, dass man die Abfuhren nicht persönlich nimmt.“ Wer zum Beispiel eine Frau tagsüber anspreche, könne seine ernsteren Absichten verdeutlichen und stünde zudem außer Konkurrenz. Zusätzlich stiegen die Chancen auf ein interessantes Gespräch, da die Frau im

und Lebensberatern

Gegensatz zur üblichen Partyzeit völlig überrascht sei und meist keine zurechtgelegte Abwimmelstrategie parat habe.
Vor allem in seiner Anfangsphase musste Jamel viel Gegenwind in Bamberg ertragen. Er meint, dass Flirtcoaching etwas Fremdes für die meisten sei. Gerade Männern falle es schwer, Hilfe anzunehmen, aus Angst schwach zu wirken. Auch Frauen hatten zunächst ein Problem mit JayCoach, der sie auf Versuchskaninchen zu reduzieren schien. Dabei soll der Channel lediglich einen erleichterten Umgang miteinander schaffen. Wer sich ernsthafter mit den Videos auseinandersetzt, bekommt sogar die Chance auf private Coachings per Skype oder auf den Straßen Bambergs. In seiner Hochphase vor einem Jahr erhielt Jamel täglich zwei bis drei Nachrichten, in denen ihm Leute ihr Herz ausschütteten. „Das Positive an der digitalen Welt ist, dass man Anonymität bewahrt. Vor allem Männern wird das Eingestehen ihrer Probleme erleichtert“, sagt er. Er ist sich sicher, dass sogar einer seiner Kritiker unerkannt um Rat bat.
Da JayCoach große Anerkennung erreichte und vielen helfen konnte, wurde das Beraten zum Berufswunsch. Heute will er Lifecoach werden und Menschen mithilfe von Praxisübungen persönlich, statt über das Internet beiseite stehen. Seinen YouTube-Channel möchte er trotzdem behalten und eventuell erweitern. Auch wenn der Channel für seine damaligen Flirtziele eher kontraproduktiv war, da die Frauen damit nicht umzugehen wussten, ist er froh, diesen Schritt gewagt zu haben. Nicht nur seiner Persönlichkeitsentwicklung, auch vielen Menschen konnte und kann der Channel helfen.

Klaus Goe

Klaus‘ Schlafzimmer ist gleichzeitig ein Homestudio, in dem sämtliche seiner YouTube-Videos entstehen und für ca. 2650 Abonnenten hochgeladen werden.
„Vielleicht habe ich das Singen mit dem Sprechen gleichzeitig gelernt“, meint Klaus. Seine Musik beschreibt er als dynamisch und ehrlich. In seinen Covern lässt er ständig Neues aus verschiedenen Genres einfließen. Schon früh schaute sich Klaus Cover-Songs von anderen YouTubern an, auch seine Schwester Andrea besitzt ihren eigenen Channel.
„Ich wollte auch Gitarre wie manche YouTube-Musiker spielen und hab mir das dann anhand von Tutorials auf derselben Plattform selbst beigebracht.“ Als er auf dem Instrument soweit war, schnappte er sich das Handy seiner Schwester, nahm ein Video auf und stellte es kurzerhand online. Heute lädt Klaus wöchentlich Videos hoch und das Hobby ist auf seiner Prioritätenliste nach ganz oben gewandert. Selbstvermarktung sei nämlich eine mühsame Angelegenheit: Man brauche viel Geduld, bis man eine größere Fangemeinde habe. Wenn man auf Erfolg aus sei, müsse man sich immer wieder neue Methoden überlegen, um weitere Zuschauer anzulocken und gleichzeitig seine schon vorhandenen Fankontakte zu pflegen, berichtet Klaus. Dafür brauche man viel Disziplin, doch dann steige auch die Zahl der Klicks.
Natürlich spielt dabei auch ein potenzielles Alleinstellungsmerkmal eine große Rolle: bei Klaus ist es das Covern in drei Sprachen (Deutsch, Englisch, Spanisch). Denn als YouTuber brauche man unbedingt einen Wiedererkennungswert, um nicht unterzugehen, natürlich ohne sich zu verbiegen.
Als er damals seine ersten Videos online stellte, lachten ihn seine Mitschüler aus und verglichen ihn mit Justin Bieber. Die schlechte Resonanz verunsicherte ihn. Doch dann fiel ihm auf, dass es ungefähr zehnmal so vielen wirklich gefiel. Daraus schöpfte er die Kraft, dabeizubleiben. Heute kommen die meisten seiner Fans aus Südamerika und den USA. Sie sind von seinem Erfolg überzeugt und bestärken ihn. Fans schreiben, dass seine Songs sie inspirieren oder zum Weinen bringen. Noch immer erscheint ihm alles unwirklich und er ist bei jedem einzelnen Kommentar aufs Neue berührt. „Ein Mädchen hat für sich und ihre Freundinnen sogar T-Shirts mit meinem YouTube-Link und einem Bild von mir gedruckt.“
Die meisten Klicks hat Klaus für die Cover-Version „Sweet Escape“ von Gwen Stefani bekommen, die er zusammen mit seiner Schwester Andrea aufgenommen hat. Die familiäre Atmosphäre begeistert die Zuschauer. Bis jetzt existieren auf YouTube nur Cover-Versionen von Klaus, seit dem 21. Mai ist allerdings sein Album „ Playground EP“ auf Spotify, iTunes, Google Play und Amazon erhältlich. Die Liedtexte seiner eigenen Songs haben einen persönlichen Hintergrund, und auch sie haben schon eine tolle Resonanz hervorgerufen. Geschrieben, aufgenommen und produziert wurde wieder in seinem Schlafzimmer. Aus Geldgründen benutzt er nur das nötigste Equipment. „Ich hatte zwar viele Einschränkungen, doch sie verlangen einem Kreativität ab.“
Später will Klaus sein Geld mit der Musik verdienen, doch er weiß, dass es bis dahin noch ein langer Weg sein kann.
Das Geheimrezept für einen guten YouTube-Channel-Start sei, erst Cover-Versionen hochzustellen, um Abonnenten anzulocken. Dann müssten Videos regelmäßig hochgeladen werden, damit man nicht in Vergessenheit gerate. Aber man dürfe sich nicht nur auf die Klicks konzentrieren: „Es ist ein viel schöneres Gefühl, Leute zu inspirieren, als einfach nur berühmt zu wirken.“

JUN

JUN - das sind Jessi, Ulli und Nicole, Hobbymusikerinnen aus Bamberg. Ihre Musik bezeichnen sie selbst als eine Mischung aus HipHop, R’n‘B und Pop: „Es ist von allem ein bisschen.“ Ihr erster Song ‚Warum?‘ entstand im Jahr 2011: „Nicole hatte damals eine Beziehungskrise und wir versuchten, ihr zu helfen.“ Dabei kam ihnen die Idee, einen Song zu schreiben, mit dem sie alles verarbeiten konnte. Mittlerweile sind es sieben Songs, die meist Themen wie Herzschmerz, Gefühle, Liebe, Leben und Freunde aufgreifen. Die Besonderheit dabei ist, dass es sich immer um wahre Begebenheiten aus dem Leben der Sängerinnen handelt: „Wir saugen uns nichts aus den Fingern.“ Von Anfang an war es ein Hobby für die drei Freundinnen, sich regelmäßig zu treffen, Texte zu schreiben, Beats herauszusuchen und die Songs auf ihrem Youtube-Channel zu veröffentlichen. Einen Manager gibt es nicht.

Als er damals seine ersten Videos online stellte, lachten ihn seine Mitschüler aus.

#anna_farwick #ann-kathrin_kerst

Die Lieder entstehen aus eigenem Antrieb, aus eigener Organisation, die Produktion in einem professionellen Tonstudio wird aus eigener Tasche finanziert. „Wir haben viel Zeit und Geld investiert, aber nie etwas bereut.“ Doch der große Boom ließ auf sich warten. Im vergangenen Winter kam den Freundinnen schließlich die Idee, einen WM-Song zu produzieren, für den sie erstmals auch ein Musikvideo drehen wollten. Diesmal sollte es größer werden, mehr Klicks geben. Doch dafür gab es zunächst einiges zu planen: Tonstudio und Locations wurden organisiert, Freiwillige für das Video via Facebook und FT-Aufruf gesucht. Als Drehort wählten sie das Fuchs-Park-Stadion, normalerweise eine recht kostspielige Angelegenheit. Die Stadt Bamberg kam ihnen jedoch sehr entgegen, sodass sie letztendlich nur einen kleinen Beitrag zahlen mussten. Die Trikots wurden gesponsert und ein Freund erklärte sich bereit, die Videoarbeiten kostenlos zu übernehmen. Nach vier bis fünf Monaten Vorbereitungszeit war es endlich soweit: Einen ganzen Tag lang verbrachten die Sängerinnen mit 30 anderen Leuten im Stadion, bis das Musikvideo im Kasten war. „Auch wenn sich mehr Leute gemeldet hatten, als dann schließlich kamen, war die Stimmung gut und es hat viel Spaß gemacht“, erinnert sich Jessi.

Mittlerweile hat der dabei entstandene WM-Song ‚Fußballwunderland‘ auf YouTube über 69.000 Klicks. Ein Boom, der nicht nur positive, sondern auch viele negative Erfahrungen mit sich brachte: „Shitstorm“, dumme Kommentare und Beleidigungen im Internet. Es ging sogar so weit, dass die Freundinnen das Video kurzzeitig wieder aus ihrem Channel nahmen. Der bittere Beigeschmack der vielen Aufrufe? Die YouTuberinnen sind vorsichtig geworden, die Daumen-hoch-Daumen-runter-Bewertungen sind abgeschaltet, Kommentare müssen ab sofort von ihnen genehmigt werden, bevor sie veröffentlicht werden. Auch die Rechte haben sie geändert, sodass nicht jeder das Video einfach teilen kann. Eine Art Selbstschutz in dem freien Videoportal, in dem konstruktive genau wie inkompetente Kommentare möglich sind. Doch die Resonanz blieb nicht nur negativ. Der digitale Radiosender ‚einslivediggi‘ stellte die Sängerinnen in einem Beitrag vor, sogar ZDFinfo wurde auf sie aufmerksam und kontaktierte die Mädels über Facebook: Ihr Song wurde als einer von fünf WM-Liedern vorgestellt und 20 Sekunden lang eingeblendet. „Wir waren die einzigen Frauen!“

Nach der WM soll wieder ein neuer Song entstehen. Thema und Richtung sind noch nicht bekannt, aber die Lust weiterzumachen ist ihnen auf keinen Fall vergangen.

Philmfilm

Die Gründung von Philmfilm liegt inzwischen vier Jahre zurück. Damals trafen sich ein Schauspielinteressierter und ein Nachwuchsfilmer, um ihr eigenes Video für die alljährlichen Bamberger Kurz-

filmtage zu drehen. Jetzt sitzt einer von ihnen, Phil(ipp), auf der Couch seines neuen Studios in der Nähe des Bamberger Hafens. Hiermit hat der einstige Hobbyfilmer vor kurzem den Sprung in die Selbstständigkeit gewagt, er produziert Filme nun gewerblich. Mit Julian, einem der Mitstreiter von Philmfilm, erzählt er von ihrem Projekt, das er weiterhin nebenher betreibt. Nach wie vor ist die inzwischen gewachsene Truppe viel auf Festivals unterwegs, sie gewann bereits den Regionalentscheid der erwähnten Kurzfilmtage, ist aber auch längst auf YouTube anzutreffen. Dies sei eine gute Möglichkeit, sich auszuprobieren und direktes Feedback zu bekommen. Einschränken wollen sich die Philmfilmer dabei nicht, ihren Ideen nachzugehen und mit viel Spaß etwas Gutes daraus zu machen, ist das Hauptziel. Persiflagen bekannter Werbeclips sind dabei genauso Teil ihres Schaffens wie Interviews mit Bamberger Persönlichkeiten und Kurzfilme. Hierarchien gibt es nicht, eine Aufgabenverteilung schon. Die relativ aufwendig produzierten Videos verlangen nach guten Ideen, einem Drehbuch und Storyboard, gekonnter Kameraführung und einer ordentlichen Postproduktion, also Nachbearbeitung des Materials. Und natürlich sollte auch jemand vor der Kamera stehen, im besten Fall gutaussehend und sympathisch. Für all das holt sich die Kerngruppe von Philmfilm auch gerne mal Freunde und Bekannte ins Boot, die projektweise mitarbeiten. In der Regel bedeutet das einen gemeinsamen Abend zur Ideenfindung und einen Drehtag, an dem das Erdachte umgesetzt wird. Der Rest geschieht am PC. Schließlich sind die Filme gerne mal effektreich, lassen den Asphalt aufreißen, Dinge explodieren oder einen Basketballer bei voller Fahrt auf einem Autoanhänger trainieren.

> Ihre Filme lassen Dinge explodieren und den Asphalt aufreißen.

Gerade die Bastelei an letzterem Video dürfte einige Stunden verschlungen haben, eine Garantie für hohe Klickzahl ist das freilich nicht, meint Phil: „YouTube ist ein Mysterium, unberechenbar. Dinge, die man für sehr gelungen hält, können unbeachtet bleiben, andere Sachen kommen manchmal sehr gut an, warum auch immer. Als wir vor ein paar Wochen das Bamberger Happy-Video hochgeladen haben, dachten wir, der Hype um den Song wäre schon vorbei. Dann bekamen wir fast 50tausend Klicks. Deshalb ist es auch so spannend, die eigenen Filme auf Festivals gemeinsam mit den Leuten anzusehen. Die lachen häufig an Stellen, an denen man das überhaupt nicht erwartet hätte.“ Wichtig sei es also, für Kritik offen zu sein und den Kontakt zu den Usern zu pflegen, auf deren Kommentare auch zu antworten, schließlich liege in diesem Austausch ein großer Vorteil von Plattformen wie YouTube oder Facebook. Philmfilm versucht deshalb, Neuigkeiten leicht zugänglich auf der Facebookseite zu platzieren. Die Besucher sollen nicht danach suchen müssen. Man möchte mit dem was man tut auffallen, stets nachliefern. Eine Weile haben sie versucht, jede Woche ein Video hochzustellen, immer etwas Neues zu bieten. Doch da kollidierten zwei Interessen, denn gute Filme brauchen Zeit: „An einem 15minütigen Kurzfilm kann man schon einige Wochen sitzen“. Aktualität, Qualität und Erreichbarkeit für die Nutzer: Wer all das in hoher Form aufrechterhalten kann, dürfte also gute Karten haben; nur, leicht umzusetzen ist das nicht. Zudem gehört im Netz ohnehin immer noch eine Menge Glück dazu. Dennoch, „die Tendenz ist auf jeden Fall gut“, sind sich Phil und Julian sicher. „YouTube wird in Zukunft noch häufiger besucht werden, weil man dort anders als im Fernsehen Programm und Zeit selbst bestimmen kann. Außerdem werden kürzere Filme viel eher geguckt, irgendwann lässt ja die Aufmerksamkeit nach.“ Deshalb wollen sie in der nächsten Zeit ihren Kanal noch besser pflegen und dort möglichst präsent sein. Denn auch wenn der Spaß schon immer im Vordergrund stand und das Wachstum des Projektes nicht erzwungen wurde – ohne Zuschauer geht es nicht. Und denen soll weiterhin etwas geboten werden.

Anzeige

Abends sind wir wach.

www.soda-bar.eu

SODA BAR

#larissa_guenther #jil_sayffaerth

>> Warum Menschen von Make-Up-Tipps bis zu persönlichen Details über ihr Sexleben nahezu alles im Internet veröffentlichen – und damit auch noch Geld verdienen.

http://www.ottfried.de/9125

Brauchst auch du einen kleinen Wegweiser für den Internet-Dschungel? Ottfried weiß Rat! Unser QR-Code führt dich auf direktem Wege zu einer kleinen, aber feinen Linksammlung.

Meine Straße, meine Uni, mein Blog.

Nach einer einwöchigen abenteuerlichen Safari durch den Internetdschungel sind wir verwirrter als zuvor. Was zur Hölle ist „Nude Make-Up“? Wieso muss man sein Essen erst optisch ansprechend arrangieren, fotografieren und dann auf Facebook posten, bevor man es essen darf? Und was haben Handtaschen bitteschön mit Schokolade zu tun? All diese Informationen findet man auf den unterschiedlichsten Internetblogs. Spätestens im Studium lernt man, dass man im Internet alles findet, was man braucht: Ob Rezepte für eine chinesische Wokpfanne, eine Anleitung, wie man sich Herzchen auf die Fingernägel lackiert, oder Tipps, wie man den Rotweinfleck von der letzten WG-Party aus dem Teppich bekommt. Für uns ist es selbstverständlich, dass wir auf alles, was wir in der Google-Suchfunktion eingeben, auch eine Antwort erhalten. Dabei denken wir eigentlich nie darüber nach, dass irgendjemand diese Antwort auch einmal ins Netz gestellt haben muss. Natürlich kennt jeder die einschlägigen Seiten wie Wikipedia, gutefrage.net oder chefkoch.de, die gerade den Studenten das Leben so viel leichter machen. Aber wenn man sich einmal etwas abseits der üblichen Internetportale bewegt, stößt man auf zahlreiche liebevoll, teils auch unbeholfen, gestaltete Internetseiten. Sie beschäftigen sich mit allem, was man sich nur vorstellen kann – das Phänomen „Blog“.

Das Phänomen Blog

Ein Blog ist eine Website, auf der persönliche Beiträge von einem sogenannten Blogger veröffentlicht werden. Die Themen sind dabei so bunt und verschieden wie das Leben selbst. Doch wer steckt eigentlich hinter einem Blog und wieso macht sich diese Person tatsächlich die Mühe, verschiedene Lippenstifte miteinander zu vergleichen und die Ergebnisse mit der ganzen Welt zu teilen? Auch in unserem beschaulichen Franken gibt es einige Kandidaten, die sich gerne öffentlich mitteilen. Bei Blogs denken die meisten erst mal an eine Art Tagebuch – nur eben online und damit für alle zugänglich. Eine eigentlich eher unangenehme Vorstellung. Das persönliche Tagebuch soll schließlich nicht mal die eigene Mutter zu Gesicht bekommen. Viele Blogger sehen das aber ganz anders: Zum Beispiel Nina, ehemalige Studentin und inzwischen Vollzeitmutter aus Bamberg, die hinter dem Blog „Die Paule“ steckt. Ihr scheint es nicht unangenehm zu sein, private Dinge öffentlich im Internet preiszugeben. So schreibt sie in ihrem Blog gnadenlos ehrlich über „Panik, Heulattacken, schlaflose Nächte inklusive Zukunftsangst und bodenloses Selbstmitleid“ beim Mutter-Werden. Dabei verschweigt sie weder Details über ihr Sexleben noch teils recht unappetitliche Geschichten aus dem Kinderzimmer: „Immer wenn du denkst, da käme doch nicht noch mehr raus, kommt mit Sicherheit noch was aus dem Baby. Flüssig, dickflüssig oder gasförmig.“ Aber was bewegt einen Menschen dazu, sein Privatleben einer ganzen Internetcommunity zu offenbaren?

Intimität im WorldWideWeb

Kowi-Student Maximilian war vor seinem Studium ein halbes Jahr in Australien und hat seine Erfahrungen in dem Blog „sechzehntausend km“ festgehalten. Auch sein Blog erinnert öfter mal an ein Tagebuch, wenn es um Themen wie Heimweh oder ähnliches geht. „Für mich war der Blog wie eine Art Bezugsperson. Ich war ja bewusst alleine unterwegs und konnte mich so trotzdem immer jemandem mitteilen. Das Feedback von Freunden und Familie hat mir sicher manchen Tag leichter gemacht.“ Ein weiteres Motiv von ihm war auch schlicht Bequemlichkeit: So muss man nicht ständig zwanzig Mails an die Daheimgebliebenen schreiben.

Großer Beliebtheit erfreuen sich auch die verschiedenen Modeblogger. So wie Dine aus Bad Staffelstein, die unter dem Namen „missblondidine“ bloggt. Nicht etwa über sich und ihr Leben, sondern über Make-Up. Sie äußert sich seitenlang und detailgetreu zu ihren liebsten Kosmetikprodukten, vergleicht Lippenstifte und philosophiert über zu stark glitzernden Glitterpuder. Aber wen interessiert das überhaupt? Tatsächlich eine ganze Menge Leute. Monatlich informieren sich mehr als zehntausend Internet-User, welchen Nagellack Dine heute bevorzugt – und sind begeistert. Eine Leserin schreibt unter Fotos, auf denen sich die Bloggerin einen abenteuerlichen

Lidstrich gezogen hat: „Wow – superschön geworden! Du hast so tolle Wimpern!“, von diesen Kommentaren gibt es Hunderte auf der Seite von Missblondidine. Das ist kein Tagebuch mehr, das ist Werbung pur – denn bei jedem Produkt, das Dine benutzt, steht zwangsläufig auch die Marke im Vordergrund.

Auch ein eher seltenes Phänomen findet sich unter den Bloggern Frankens: ein Mann, der über Mode bloggt. Und zwar nicht nur über Mode, sondern auch über Schokolade. Eigentlich eine seltsame Kombination, aber nicht für Heiko Kunkel, der unter dem Namen Olschok auf olschisworld bloggt. „Für mich passt beides wunderbar zusammen, denn es hat beides mit Leidenschaft zu tun, ist Genuss, aber auch Handwerk.“ Bei Olschok geht es ebenfalls nicht mehr nur um Selbstverwirklichung, sondern auch um Marketing. Was die meisten nicht wissen: Mit einem Blog kann man auch Geld verdienen.

Blogging statt Nebenjob

Primär funktioniert das durch Werbung, wie zum Beispiel Produktlinks auf dem eigenen Blog. Wenn der Leser dann den Link anklickt und in dem Onlineshop etwas bestellt, erhält der Blogger einen Prozentsatz des Erlöses. Oder die eher plumpe Methode: einen Werbebanner von einer Firma oder einem Produkt auf der Startseite des Blogs installieren und dafür bezahlt werden. Bei Olschok „flattert auch ab und an mal ein Päckchen ins Haus“ mit der Bitte einer Firma, die gesendeten Produkte im Blog zu präsentieren. Wobei die meisten Blogger, wie auch Olschok, nicht wahllos alles bewerben, sondern nur das, was ihnen auch wirklich gefällt. Man muss ja authentisch bleiben, das verlangen auch die Leser.

„Das wichtigste Gut bei Bloggern ist die Leserschaft“, findet Chris Dippold, ein Auszubildender aus Bamberg. Er unterhält nicht nur seinen privaten Blog chrizblog.de, sondern ist auch Gründer des bekannten Lokalblogs Bamigo. Trotz des hohen Bekanntheitgrades und des damit verbundenen Zeitaufwandes verdient Chris mit Bamigo kein Geld. Er hat vor drei Jahren mit einem Freund angefangen, weil er seine Heimatstadt Bamberg, die er seine „Traumstadt“ nennt, damit unterstützen wollte. Und das tut er auch. Bamigo hat inzwischen zahlreiche Leser – nicht nur unter Jugendlichen, sondern auch unter älteren Leuten, die sich über ihre Stadt informieren wollen. Chris’ privater Blog ist sogar noch viel erfolgreicher, es haben ihn schon Leute auf der Straße erkannt. Dennoch sieht der 22-Jährige auch die Schattenseiten des Bloggens. In Deutschland gibt es eine Impressumspflicht, das heißt, jeder Blogger muss seine Kontaktdaten – auch seine Adresse – im Internet veröffentlichen. „Das ist schon ein komisches Gefühl, wenn man sieht, wie viele Leute sich heute auf deinem Blog deine Anschrift angeschaut haben.“ An diese Adresse hat er nicht nur Fanpost bekommen. Es gibt Anwaltskanzleien, die sich darauf spezialisiert haben, Abmahnungen an Blogger zu schicken, die Urheberrechtsverletzungen mit Fotos oder Musikvideos begangen haben. Auch wenn sich diese Abmahnungen häufig nicht im Rahmen des Gesetzes bewegen, zahlen viele aus Angst trotzdem. Bei Chris ist bis jetzt aber immer alles gut gegangen. Natürlich gibt es auch beim Bloggen das altbekannte Problem: Das Internet vergisst nichts. Beim Blog ist man der eigene Chef, das bedeutet aber auch, dass man ganz allein für alles verantwortlich ist. Mit seiner subjektiven Meinung, die öffentlich zur Schau gestellt wird, bietet man auch viel Angriffsfläche, die nicht nur positive Kommentare auf sich zieht. Trotz dieser ganzen bunten Möglichkeiten, die die Bloggerwelt bietet, ist es wichtig, den Laptop auch mal zuklappen zu können. Selbst der leidenschaftliche Blogger Chris wird sich bald ganz bewusst eine Auszeit von all dem nehmen. Im Urlaub will er eine Woche komplett auf Internet verzichten und sich ganz auf sich konzentrieren. „Meine Handschrift wird durch das viele Tippen auch immer schlechter.“ So eine Auszeit kann schließlich auch wieder frische Ideen für die Zukunft liefern - oder für den neuen Reiseblog.

> Das ist kein Tagebuch mehr – das ist Werbung pur.

#arthur_hiller #tamara_pruchnow

>> Das gemächliche Oberfranken als ein fruchtbarer Acker für Start-Ups? Wir sprachen mit zwei jungen Internet-Unternehmen aus Bamberg. Während die Macher von Smoost mit ihrer Wohltätigkeits-App schon ein überregionales Publikum erreichen, geht es Affenbrot eher darum, in Bamberg für Bamberg zu trollen.

bit.ly/1UTJE1

Bestimmt schlummert auch in deinem Kopf die Idee für den ganz großen Wurf. Zum Glück unterstützt die Universität Bamberg Existenzgründungen! Wer also durchstarten will, ist auf dieser Übersichtsseite gut aufgehoben.

#maximilian_krauss

Der Beginn von etwas Großem?

„Schweinswale in der Regnitz“ oder „Bamberg baut eine U-Bahn“: So klingen Meldungen von Affenbrot. Bei Videofilmer Lennart Peters und Patrick von Rosen, VWL-Masterstudent, steht der Spaß im Vordergrund. „Brot für die Affen, und wir sind halt die Jungs von Affenbrot“, sagt Lennart.

Affenbrot ist ein Online-Unterhaltungsformat, das von Lennart und Patrick im Juli 2013 gegründet wurde. Die beiden sind schon lange Freunde und haben auch zusammen in Stuttgart studiert. Lennart wollte einmal „vernünftig sein und erst einmal etwas Solides studieren“, bis er während eines Aufenthalts in Mexiko feststellte, dass es an der Zeit wäre, seine Ideen doch mal in einem Unternehmen umzusetzen: „Glaub‘ mal an den Scheiß! Das ist nichts mit dem Vernünftigsein!“

Was ist Affenbrot denn nun? In erster Linie machen Patrick und Lennart Videos – darunter hauptsächlich Trailer, Unterhaltungs- und Erklärvideos – und bedienen sich dabei diverser Genres. In nächster Zeit soll das Repertoire um Dokumentar-Filmchen erweitert werden. Zwar ist Lennart eher der kreative Kopf, der sich das künstlerische Konzept überlegt, und Patrick kümmert sich um die Vermarktung; eine strikte Arbeitsteilung gibt es aber nicht. Denn Patrick ist auch Drehbuchautor und liefert Lennart Ideen, die er dann in den Videos umsetzen kann. Alles geschieht im Kollektiv, Teamfähigkeit ist für Affenbrot daher der entscheidende Faktor: „Macht man es alleine, dann wird es nett. Macht man es zusammen, dann wird es fett!“ Ein dritter „Affe“, auch aus Stuttgart, soll als App-Entwickler noch hinzustoßen. Das Wachstum des Unternehmens ist indes eher langsam. „Bei uns ist alles noch total auf Indie-Status – auch das Equipment – macht aber trotzdem Laune“, meint Patrick. Heutzutage ist es schwierig, in der Videobranche Fuß zu fassen. Aus dem unerforschten Land Internet, in dem sich jeder seinen Claim abstecken konnte, wo es ihm gefiel, ist längst eine überlaufene Markthalle geworden. Patrick und Lennart ist es auch deshalb wichtig, auf ihrer Web-Präsenz affenbrot.net ausschließlich unorthodoxe und witzige Inhalte zu präsentieren; rein kommerzielle Projekte für Dritte hingegen finden nicht den Weg auf die Seite.

Die Beiden sprechen sich gegen konventionelle Werbevideos aus und möchten auch nicht in einem Atemzug mit Imagefilmern genannt werden. „Oft enthalten diese Filme Musik, bei der ich Lust bekomme, mir selbst wehzutun“, sagt Lennart. Viel wichtiger als kommerzieller Erfolg sind den beiden Authentizität und Bodenständigkeit. Und auch der Humor soll nicht zu kurz kommen: „Bei Affenbrot kriegst du nichts, was spießig ist. Wir machen das, worauf wir selbst Bock haben.“

Ist Affenbrot nun ein klassisches Start-Up? „Ich verbinde mit dem Begriff einen Selbstläufer – Geschäftsmodelle, die durch die Decke gehen und für die man dann

nichts mehr machen muss. Ich sehe uns eher als Handwerker – und einen Handwerker würde man ja nicht als Start-Up bezeichnen“, sagt Patrick. Ihre Arbeit finanzieren können sie durch eine Kooperation mit dem Portal InFranken, für das sie auch Videos und Clips drehen. Ohne Fremdfinanzierung geht es (noch) nicht. Das ist einer der Gründe, aus denen sie in Affenbrot kein typisches Start-Up-Unternehmen sehen. Einen Aspekt erkennen die beiden dann aber doch: „Wir erfinden unser Geschäft, während wir laufen – in dieser Hinsicht kann man uns schon als Start-Up bezeichnen.“

Was Affenbrot besonders auszeichnet, sind der Bezug zu Bamberg und all die „kleinen Unterhaltungsschnipsel“, die sich auf die Stadt beziehen. Adaptionsfähigkeit ist den beiden wichtig – die Themen sollen sich möglichst an Bamberg und seine Bewohner richten –, oder kurzum ungeniertes, buntes Trolling für Bamberg: „Einfach so ein albernes Stück ‚Whaat? Soll das so, Leute? Ist das euer Ernst?‘“ Lennart ergänzt, dass es ein tolles Gefühl sei, auf Basis kleiner witziger Videos langsam die eigene Reichweite über Bamberg hinaus zu vergrößern.

Helfen per Klick

Spendenhotlines und Fundraising-Organisationen gibt es zuhauf. Jeder kennt die sogenannten Spendenmarathons aus Funk und Fernsehen oder sah sich schon einmal mit Fundraisern in der Innenstadt konfrontiert. Die Bamberger Rainer Rother, Fachinformatiker und verantwortlich für das Marketing, und Thomas Helmrich, technischer Leiter, wollen mit ihrer App Smoost die Spendenwelt revolutionieren. Smoost, eine Wortschöpfung aus „Smart“ und „Boost“, bedeutet so viel wie die „clevere Art zu helfen“.

Die App soll jedem Smartphone-User die Möglichkeit bieten, spontan und vor allem kostenlos Geldspenden für gute Zwecke zu akquirieren. Wie kann so etwas funktionieren? Der Download der App, die Werbeanzeigen verschiedenster Unternehmen abbildet, ist gratis. Klickt der User eine Werbeanzeige an, wird automatisch ein gewisser Geldbetrag generiert. Im Anschluss kann der Nutzer eine Wohltätigkeitsorganisation auswählen, der das Klick-Geld zugutekommen soll. Die Charitys erhalten dabei 75 Prozent des Erlöses. Mit einem einzigen Klick ist jeder imstande ein Projekt zu unterstützen – ohne Risiko und dafür mit der freien Entscheidungsgewalt darüber, wem der Geldbetrag zugutekommen soll. Thomas verdeutlicht den Unterschied zu anderen Hilfe-Apps: „Im Grunde ganz ähnlich wie ‚Helfen mit Likes‘ – nur, dass bei Smoost wirklich Geld fließt und nicht Likes auf LKWs abgeladen werden.“

Der Anwender benötigt lediglich eine E-Mail-Adresse, um sich als reale Person auszuweisen. Er kann freiwillig ein Profil anlegen und Angaben zu seiner Person machen, damit die Werbung besser auf ihn zugeschnitten werden kann. Die Anwender-Daten werden weitergegeben, damit die Werbetreibenden ihre Werbung optimieren können. Die ganze Anpassung hat also einen Zweck: Der Klickerlös ist variabel. Je besser die Aussteuerung der Werbebanner ist, desto mehr kann pro Klick generiert werden; im Umkehrschluss bedeutet dies, dass das Geschäft für alle Beteiligten lukrativer wird: für Smoost, das jeweilige unterstützte Charity-Projekt und den Werbetreibenden, der dadurch neue Kunden gewinnt.

Außerdem enthält die App Aufklärungsmaterial zu den Spendenprojekten, die Smoost unterstützt. Diese Funktion stellt den Versuch dar, „einen möglichst breit gefächerten Charity-Katalog anzubieten“, erklärt Rainer. Des Weiteren kann der Anwender in einer Vor-Ort-Funktion bei der Suche von Charitys das Gebiet eingrenzen. So kann er beispielsweise den Standort des Bamberger Tierschutzvereins ermitteln und in Erfahrung bringen, ob dieser in der Smoost-App aufgeführt ist. Teilnehmende Projekte können ein Klick-Guthaben aufbauen, welches auf der Plattform eingelöst werden kann. Dort können sie auch Bilder und Texte hochladen.

Jedes Charity-Projekt bekommt überdies Material von Smoost, mit dem es Werbung für seinen Auftritt in der App machen kann, z.B. Herzcodes für Plakate und Flyer. Durch Smartphone-Scan dieser Muster landet man direkt auf der jeweiligen Projektseite innerhalb der App. Mithilfe von Links auf Facebook und Twitter soll die Anhängerschaft von Wohltätigkeitseinrichtungen mobilisiert werden, auch Smoost zu unterstützen. Nicht umsonst kann jeder unter ihnen Projekte für die App anwerben.

Als Thomas und Rainer die App im September 2013 entwickelten, war die eigentliche Hürde die Vermarktung: „Werbepartner mit nichts in der Hand, also als die App noch in den Startlöchern stand, zu finden, war unglaublich schwierig – es hat aber geklappt.“ In einem Punkt teilen sie die Meinung von Affenbrot: Der Spaß am eigenen Schaffen steht im Vordergrund.

„Das Geschäftsmodell im Kleinen funktioniert“, sagt Rainer deshalb zufrieden. „Allerdings befindet sich das Projekt noch in der Frühphase, die Feintuning erfordert. Das ist vergleichbar mit einem Motor, den wir in unserer Garage gebaut und dann angeworfen hätten: Der Motor funktioniert, aber Schrauben nachziehen muss man immer. Jetzt geht es darum, die Feinabstimmung vorzunehmen und Vollgas zu geben, wenn der Motor richtig eingestellt ist.“ Wenn genügend Benutzer bereit sind, mit kleinen Klicks kleine gute Taten zu leisten, könnte dieser Motor bald reif für die Rennstrecke sein.

#lisa_mareike_giersch #eva_schug

>> Den Partner fürs Leben im Internet kennenlernen – kann das gutgehen? Karin hat es geschafft. Der Ottfried wagt das Experiment: Dating-Portale oder Reallife-Flirt, was funktioniert besser?

slate.me/1lLp3R9

Nicht nur Arthur und Kai haben sich im Internet gefunden. Das Online-Magazin Slate berichtet über die Fotografin Jena Cumbo, die digital vermittelte Pärchen ablichtet, und präsentiert einige ihrer besten Schnappschüsse.

UpDate

Wer kennt es nicht, das moderne Märchen der digitalen Welt? – Man trifft diesen einen besonderen Menschen im Internet, verliebt sich und bleibt für immer zusammen. Pia, die den beiden Ottfried-Redakteurinnen Eva und Lisa auf der Couch gegenübersitzt und ihre Geschichte erzählt, hat die ersten beiden Schritte schon geschafft. Neben ihr sitzt ihr Freund Tobias. Die beiden haben sich über die Dating-App Lovoo kennengelernt.
Pia sagt, sie probiere gerne einfach mal neue Sachen aus. So zückte sie eines Tages in Erwartung eines mit Langeweile drohenden Wochenendes ihr Handy, drückte den Installieren-Button und erstellte ihr Lovoo-Profil. Nach zwei Minuten lag die erste Nachricht in ihrem Posteingang.

Erste Schritte im Flirting-Dschungel

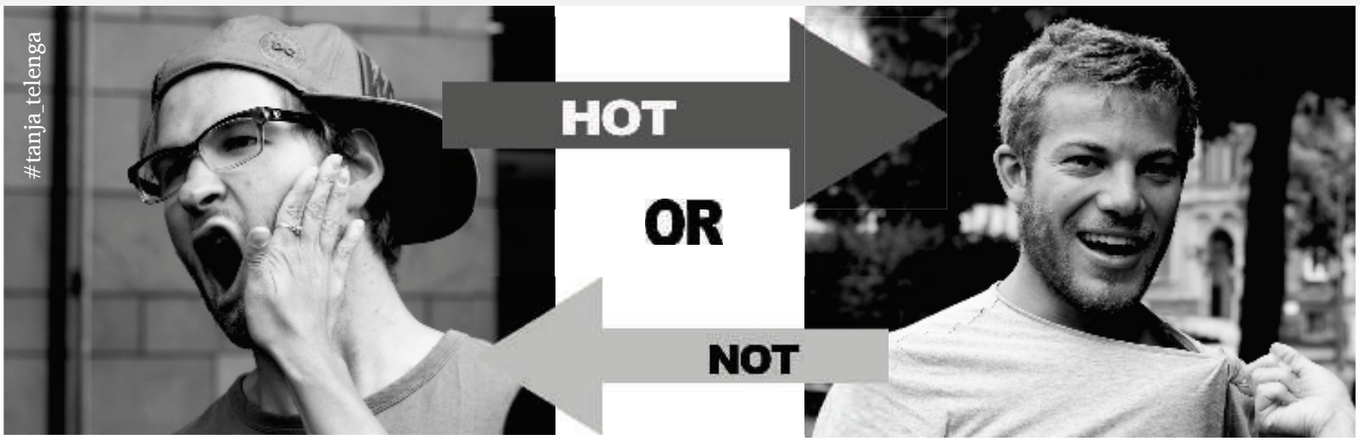
Liebe aus Algorithmen? Nach dem Interview sind Eva und Lisa neugierig: War Pias Glück ein Einzelfall, oder passiert so etwas regelmäßig? Eva ist überzeugt, dass Internet-Dating eine reale Chance bietet. Lisa zögert und schaut skeptisch. Sie schmieden einen Plan: Eva meldet sich im Internet auf Dating-Portalen an und Lisa versucht, im „realen“ Leben Männer kennenzulernen. Ziel: Mal schauen, was so passiert. Kurzerhand registriert sich Eva auf drei verschiedenen Portalen. Die Anmeldung ist unkompliziert, dann heißt es erst einmal warten.
Gleichzeitig bereitet sich Lisa auf den großen Abend vor. Ihr ist klar, alleine wird sie es nicht schaffen, Männer selbstbewusst anzuflirten. Also tut sie das, was jede Frau in so einer Situation tut: Sie greift zum Handy und ruft ihre Freundinnen an.
Nachdem sich Pia bei Lovoo angemeldet hatte, kontrollierte sie ein paar Tage lang regelmäßig ihre Nachrichten. Bis sie dann unter dem „Gefällt mir“-Button auch „Phoenixeye87“ entdeckte. Nach einem kurzen Profilcheck schrieb sie ihn auf gut Glück an.
Auch Eva erhält rasch vielversprechende Nachrichten, unter anderem die eines willigen Herren. Er fragt sie, ob sie sich mit ihm zum Sex treffen will. Er schreibt, dass er nur eine Affäre sucht und dass das im Internet schneller geht. Frei nach dem Motto: Sex or no Sex.
Auf einem anderen Portal bekommt sie eine nette Anfrage von Uli Lepsch, dem ehemaligen Präsidenten vom FC Energie Cottbus. Zwar antwortet sie ihm schnell, doch leider bleibt es bei dieser einmaligen Nachricht. Ob er es also wirklich war und sie eine Chance auf VIP-Sternchen und Co. gehabt hätte, wird sie wohl nie erfahren.

Lisas erstes Ziel ist währenddessen eine Bar, in der sie und ihre Freundinnen ein Bier trinken und den Schlachtplan aushecken. Um ihre Ergebnisse festzuhalten, wollen sie eine Strichliste führen: Jedes Mal, wenn eine der Freundinnen angemacht wird, bekommt sie einen Strich. Nach einer halben Stunde kommt dann der erste Interessent nach einer Zigarette fragend herübergestolpert. Prompt sitzt er auch schon neben ihnen und erzählt von seinem Lieblingsbuch, von Kinderarbeit und wie schlecht sie ist. Die Drei verstehen den Zusammenhang zwar nicht, er aber wahrscheinlich auch nicht. Eines ist jedoch sicher: Von Smalltalk hat er keine Ahnung. Zum Glück geht er bald rauchen. Lisa bekommt einen Strich!
Als sie zum Zahlen zur Bar gehen, steht plötzlich ein Mann vor ihnen. Er ist geschätzt Mitte Dreißig und lässt sich anhand seiner Bauarbeiter-Hose leicht in ein ungefähres berufliches Umfeld einordnen. Leider ist er dem Klischee seines Metiers auch unterworfen. Er ist zwar nicht muskulös und schön anzusehen, dafür aber schmächtig und unangenehm aufdringlich. Als eine ihrer Freundinnen ihn aus Versehen mit ihrem Portemonnaie unsittlich berührt, dreht er sich nochmal um. Sie entschuldigt sich schnell, doch Lisas andere Freundin begeht den Fehler eines Scherzes: „Tja, das hätte man jetzt auch als Anmache deuten können.“ Und schon haben sie seine ganze Aufmerksamkeit. Leider.

> Sie bekommt eine Anfrage vom ehemaligen Präsidenten von Energie Cottbus.

Ring frei für Runde Zwei

Pia und Tobias dagegen verstanden sich auf Anhieb. Es dauerte nicht lange, bis das Handy zu ihrem Lebensmittelpunkt wurde. Nach etwa zwei Wochen war es dann so weit: Eigentlich wollte Pia mit ihrer Freundin zum Annafest in Forchheim. Doch schrieb er an diesem Abend, dass er gerade bei einem Männerabend in Erlangen sei. Die Verlockung, ihn zu sehen, war so groß, dass Pia kurzerhand ihre Pläne über Bord warf.
Nach einigen Tagen dann, bekommt endlich auch Eva eine wirklich interessante Anfrage. Der Bewerber sieht echt süß und sympathisch aus. So schreibt sie ihm zurück und sie haben eine angenehme Unterhaltung, die sich über drei Tage hinzieht. Daraufhin beschließen die beiden, sich zu treffen.



Lisa und ihre Freundinnen ziehen derweil zur nächsten Bar. Kaum drinnen, werden sie von Kommilitonen erkannt. Sie quatschen und trinken das ein oder andere Bier, Lisa unterhält sich mit einem netten Lockenkopf. Leider muss sie im Nachhinein zugeben, dass er sie wahrscheinlich interessanter fand als sie ihn: Strich für Lisa. Ihre Freundinnen sind auch nicht untätig und flirten jeweils angeregt: Striche für alle.

Barfuß nach Hause

„Mein Herz klopfte, meine Finger tippten immer schneller.“ Pia und ihre Freundin saßen in der Bar und warteten und warteten. Irgendwann fiel der Fehler auf: Tobias und sie waren in verschiedenen Bars. Als Pia und ihre Freundin dann an dem heißen Juniabend in einem stickigen Raum zwei Plätze in der richtigen Bar ergattert hatten, kam Tobias zu ihnen hinüber.

Leider muss Eva feststellen, dass ihr vermeintlicher Verehrer zwar per Nachricht sehr eloquent und gebildet klingt, aber im Gespräch davon nichts mehr übrig bleibt. Rein gar nichts. Und er sieht irgendwie auch überhaupt nicht aus wie auf den Bildern. Von diesem „Date“ hat sie absolut gar nichts. Außer zwei Stunden Zeitverlust, den sie sich erspart hätte, hätte er sie in einer Bar angesprochen. Dort hätte sie innerhalb von fünf Minuten entschieden, dass daraus nichts wird.

Gegen zwei Uhr beschließen Lisa und ihre Freundinnen, nach Hause zu gehen. Bei der Abschiedszigarette lernen sie noch zwei nette Jungs kennen. Und kurzerhand werden sie in Ina, Tina und Mina umbenannt. Nach fünf Minuten können sie sich dann loseisen. Sie haben sich gerade umgedreht, da hängt sich einer der Typen an sie, legt einer ihrer Freundinnen den Arm um die Schulter und ruft seinen Freunden zu: „Tschüss Jungs, ich geh jetzt!“ Zu ihnen raunt er nur: „Die sollen bloß denken, dass ich mit euch mitgehe, und doof gucken.“ Sie lachen und nach den nächsten 20 Metern verabschieden sie sich. Zwei Striche bei Undefiniert.

Barfuß, die zu hohen Schuhe in der Hand und die Liste in ihrer Tasche, macht Lisa sich dann auf den Heimweg.

Tobias‘ Männerabend und Pias Freundin waren schnell vergessen, die Zeit verging wie im Flug. Spät in der Nacht trennten sie sich schweren Herzens, um sich am nächsten Tag gleich wieder zu sehen. „Bald gab’s uns nur noch im Doppelpack. Wenn ich nicht arbeiten war, war ich bei ihm, und wenn ich arbeiten war, besuchte er mich oder rief an.“

Am Ende des Experiments erzählt Eva: „Zum Zeitvertreib sind die Portale ganz amüsant, aber letzten Endes kosten sie nur unnötig Zeit und Geld. Deshalb würde ich dann doch bei der altmodischen Variante bleiben.“ Lisa erwidert: „Dating-Apps sind definitiv die bequemere Art Jungs kennenzulernen. Doch beim Gespräch „face to face“ lässt sich die Spreu schneller vom Weizen trennen.“

Pia und Tobias waren die nächsten drei Wochen unzertrennlich, schließlich stand die Überlegung im Raum, zusammenzuziehen. Nach einigen Gedankenspielen in Richtung der gemeinsamen Wohnung besiegelte der positive Schwangerschaftstest ihre Entscheidung. Zugegeben, seit der Geburt ihrer Tochter ist das Leben ein bisschen hektischer. Aber sie haben es gemeistert: „Wir sind nun eine richtige kleine Familie!“

Anzeige

FUNK
BY
OPTIK
in der Austraße
96047 BAMBERG TEL 0951 / 20 81 500

#larissa_guenther #jana_vogel

>> Früher flog man zum Brunnenbauen nach Afrika, nahm stundenlange Bahnfahrten auf sich, um in Wackersdorf zu demonstrieren oder strickte sich ganz ökologisch alle Kleidung selbst. Heute reicht dem Weltverbesserer ein Klick.

http://www.ottfried.de/9127

Via Klick die Welt zu verbessern, ist nicht einfach. Davide Martello hat sich etwas anderes ausgedacht und tourt mit seinem Klavier für den Weltfrieden – auch in Bamberg. Unser Redakteur Andreas Rossbach war dabei.

Mit einem Klick die Welt retten

Ganz gleich, ob man nun Spenden sammelt, Petitionen verbreitet oder Nachhaltigkeit im Alltag unterstützt, die Reichweite der eigenen Aktionen steigt mit dem Internet, „weil es einfach viel unkomplizierter ist, nur mal schnell im Internet etwas anzubieten als wirklich aus dem Haus zu gehen“, weiß Susanne Klenk, die Gründerin der Facebook-Gruppe Share and Care Bamberg. Mit der Gruppe hat sie eine Plattform geschaffen, auf der Menschen im Sinne der Nachhaltigkeit Sachen weitergeben können, statt sie in den Müll zu werfen. Das Prinzip der Gemeinschaft ist denkbar einfach: Wer etwas loswerden möchte, stellt ein Angebot in die Gruppe, auf das sich jeder melden kann und muss so seine aussortierten Sachen nicht wegwerfen. 30 bis 40 Posts kommen pro Tag dazu, von kaputten Stühlen bis zu einem Klavier war schon alles dabei. Eigentlich zählt nur eine Regel: Verschenken! „Es gibt genügend Gruppen, in denen man etwas verkaufen, vermieten oder sonst was kann. In Share and Care soll alles umsonst sein. Man schenkt freiwillig etwas „um anderen damit eine Freude zu machen“, sagt Susanne.

Weiterschenken statt Wegwerfen

Gegründet hat sie die Gruppe vor zwei Jahren. Die Idee stammt allerdings nicht von ihr selbst, sondern von der Gruppe Share and Care Wien, in der sie zuvor schon Mitglied war. Schon dort hatte ihr der Gedanke des Weiterschenkens gefallen: dass man Sachen nicht einfach wegwirft, sondern an jemanden gibt, der sie vielleicht noch gebrauchen kann. „Ich war eine Zeit lang in Afrika“, erzählt sie, „und werde nie diese riesigen Schrottberge vergessen. Man sollte nicht so viel Müll produzieren.“ Offensichtlich wird ihre Idee gut angenommen, beinahe 12.000 Bamberger sind mittlerweile Mitglied.

Von einer solchen Größe ist die Facebook-Gruppe Foodsharing Bamberg mit ihren etwa 2.200 Mitgliedern noch weit entfernt. Ihre Gründerin Jessika erklärt das mit dem speziellen Ziel der Gruppe: „Die Mitglieder beschränken sich auf das Teilen von Lebensmitteln. Bei ‚Share and Care‘ ist die Auswahl einfach viel größer.“ Dabei verfolgen beide Gruppen den gleichen Ansatz: Zu verhindern, dass noch gute Sachen einfach weggeworfen werden. Schließlich findet sich fast immer jemand, der sie noch gebrauchen kann.

Ein Stück Nachhaltigkeit

Doch wie effektiv ist dieser Versuch, Nachhaltigkeit über das Internet zu gestalten? „Ich denke nicht, dass die Gruppe das Wegwerfen von Lebensmitteln komplett verhindern wird. Aber man merkt, dass ein Umdenken stattgefunden hat. Der Umgang mit Lebensmitteln findet jetzt bewusster statt“, meint Jessika. Ob es sich bei den Mitgliedern der Facebook-Gruppen tatsächlich immer um ökologisch denkende Menschen handelt, ist die andere Frage. Susanne vermutet, dass einige die Plattform auch vorwiegend aus eigennützigen Zwecken verwenden und weniger an die Umwelt oder ihr politisches Bewusstsein denken. Sachen geschenkt zu bekommen, ist schließlich eine sehr praktische Sache. Sie sieht das aber nicht als Problem: „Es trägt doch alles dazu bei, dass weniger weggeworfen und weniger neu gekauft wird. Das ist für mich schon ein Stück Nachhaltigkeit.“

Ist es also dem Internet zu verdanken, dass die Bamberger sich zumindest im kleinen Rahmen in Nachhaltigkeit üben? Tatsächlich scheint es, als würde vor allem die Reichweite engagierter Facebook-Gruppen den Erfolg des Projektes ausmachen; die Möglichkeit, viele ähnlich denkende Menschen in der näheren Umgebung zu finden. Dabei vergisst man aber, dass solche Projekte durchaus auch offline funktionieren. In manchen Städten gibt es bereits Foodsharing-Kühlschränke, beispielsweise an der Uni Darmstadt, wo Lebensmittel verteilt werden, ohne dass man sich dazu über Facebook verabredet. Und erst vor kurzem hat in Bamberg der Umsonstladen Mosaik eröffnet, der fast dasselbe Prinzip verfolgt: Jeder kann mitbringen und mitnehmen, was und wie viel er möchte. Solche Projekte sind deutlich teurer und aufwendiger als ein Internetforum. Dafür bieten sie aber nicht nur anonyme Profile, sondern die Möglichkeit eines weiten Kundenkreises mit vielen interessanten Begegnungen. Auch dieses Argument lässt sich aber wieder umdrehen: schließlich haben sich die Gründer des Umsonstladens selbst über Share and Care Bamberg gefunden. Ein durchaus nützliches Instrument also, um Engagement zu beginnen und Nachhaltigkeit zu gestalten. Das funktioniert aber nicht nur auf Share and Care, in den Weiten des Internets finden sich noch viel mehr Möglichkeiten, Gutes zu tun. Oder?

Gemütlich in Jogginghose zuhause auf

dem Sofa sitzen, im Internet surfen und mal ganz nebenbei mit ein, zwei Klicks die Welt retten. Oder sie zumindest ein bisschen besser machen. Das ist eine schöne Vorstellung. Aber ist das tatsächlich so einfach, wie es uns zahlreiche Aufrufe und Aktionen im World Wide Web weismachen wollen? Grundsätzlich ist eine Online Petition ja eine gute Sache. Niemand muss mehr mit einem überdimensionalen Stapel Papier durch die Straßen hetzen und versuchen, wildfremden Menschen die Rettung des Regenwaldes oder des bengalischen Tigers ans Herz zu legen. Über das Internet spart man Zeit, Geld und erreicht ein Vielfaches an Menschen. Aber ein simpler Klick im Internet macht es uns so einfach, jemandem oder etwas zuzustimmen, ohne es genauer zu hinterfragen. Und das ist gefährlich!

Kontroversen um Kony 2012

Ein bekanntes und wohl auch stark umstrittenes Beispiel für das Prinzip „Mit einem Klick die Welt retten“ ist die US-amerikanische Kampagne Kony 2012, die auch hier in Europa große Wellen geschlagen hat. Im März 2012 ging ein erschütterndes Video der Organisation Invisible Children um die ganze Welt – innerhalb von fünf Tagen wurde es bereits über 70 Millionen Mal aufgerufen. Im Video werden die Verbrechen des ugandischen Rebellenführers Joseph Kony angeprangert, der sich in Uganda eine riesige, größtenteils aus zwangsrekrutierten Kindern bestehende Armee, genannt Lord‘s Resistance Army, aufgebaut hat. Zudem wird er zahlreicher Verbrechen gegen die Menschenrechte beschuldigt. Die Message ist simpel: das Video teilen, die Petition unterschreiben, und dann rücken auch schon perfekt ausgebildete US-Soldaten in Uganda aus, fangen den bösen Rebellenführer Kony und alle Menschen in Uganda sind wieder glücklich.

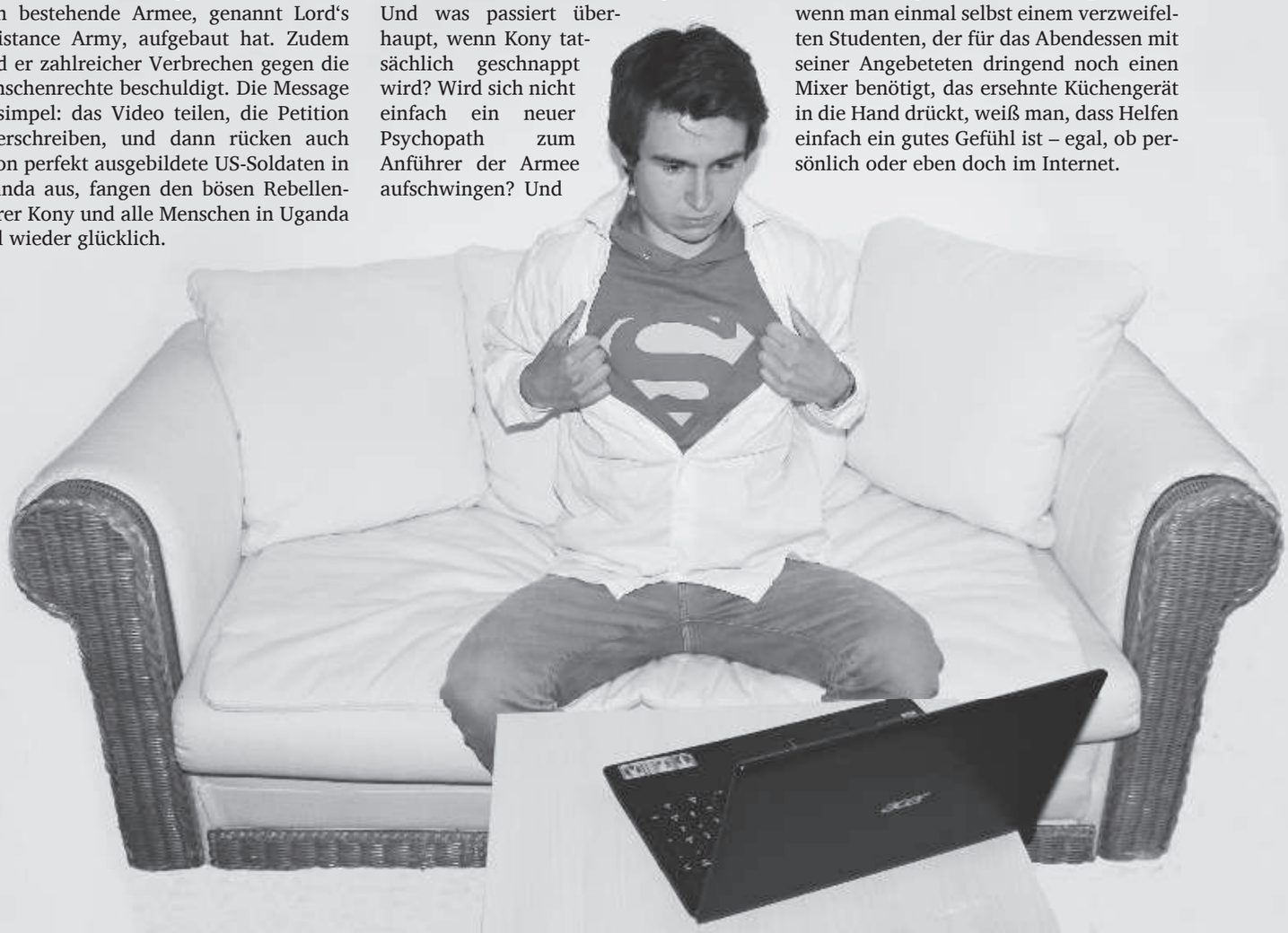
Es gibt wohl wenige Menschen, die sich dieses Video ansehen können, ohne dabei dieses heroische Gefühl zu bekommen, dass es doch gar nicht so schwer ist, die Welt zu verändern. Ein Klick und man unterschreibt die Petition, die von Obama eine Militärintervention durch US-Truppen in Uganda fordert. Zwei Klicks und man spendet zudem für den guten Zweck. Für drei Klicks und 30 Euro erhält man sogar noch das sogenannte „Action Kit“, mit dem man die Organisation mit dem Aufhängen von Plakaten und ähnlichem unterstützen kann. Drei Klicks später fühlt man sich wie Superman, der mal eben wieder die Welt gerettet hat. Doch so einfach ist es nicht.

Während rund um den Erdball tausende Menschen auf den Teilen-Button klickten, wurde immer mehr Kritik laut. Die Verwendung der Spendengelder sei nicht transparent, nur ein kleiner Teil fließe tatsächlich in das Projekt. Auch werde die Situation in Uganda viel zu simpel dargestellt, die Lords Resistance Army sei nicht das einzige Problem. Nebenbei bemerkt hielt sich Kony mit seiner Armee zum Zeitpunkt der Kampagne überhaupt nicht in Uganda auf. Ugandas Reichtum an zahlreichen Bodenschätzen gab der geplanten Militärintervention durch US-Truppen zusätzlich einen fahlen Beigeschmack. Und was passiert überhaupt, wenn Kony tatsächlich geschnappt wird? Wird sich nicht einfach ein neuer Psychopath zum Anführer der Armee aufschwingen? Und wer kümmert sich um die traumatisierten Kindersoldaten, wenn sie führerlos durch Uganda streifen und die US-Truppen wieder zuhause sind? Die Zeit betitelte ihre Reaktion auf das Erscheinen des Kony-Videos gar mit „Kony 2012 jagt den Falschen.“

> Drei Klicks später fühlt man sich wie Superman.

Erst nachdenken, dann klicken

Aber all das weiß man eben nicht, wenn man schnell in der Vorlesung auf dem Smartphone auf „Kampagne unterschreiben“ klickt. Natürlich ist es nie verkehrt, auf ein Unrecht aufmerksam zu machen. Aber trotzdem sollte man immer einen kritischen Blick hinter die Onlinefassade werfen und auch wissen, was man da überhaupt gerade unterstützt und ob das wirklich sinnvoll ist. Es gibt zahlreiche Möglichkeiten, sich zu engagieren und inzwischen ist das auch im Internet möglich. Manchmal besser, manchmal schlechter. Die Hauptsache ist, zu wissen, wofür man sich gerade engagiert und sich nicht von der Bequemlichkeit des Internet dazu verleiten lässt, blind drauf los zu klicken. Grundsätzlich gilt doch: Engagieren ist immer eine gute Sache. Und spätestens, wenn man einmal selbst einem verzweifelten Studenten, der für das Abendessen mit seiner Angebeteten dringend noch einen Mixer benötigt, das ersehnte Küchengerät in die Hand drückt, weiß man, dass Helfen einfach ein gutes Gefühl ist – egal, ob persönlich oder eben doch im Internet.



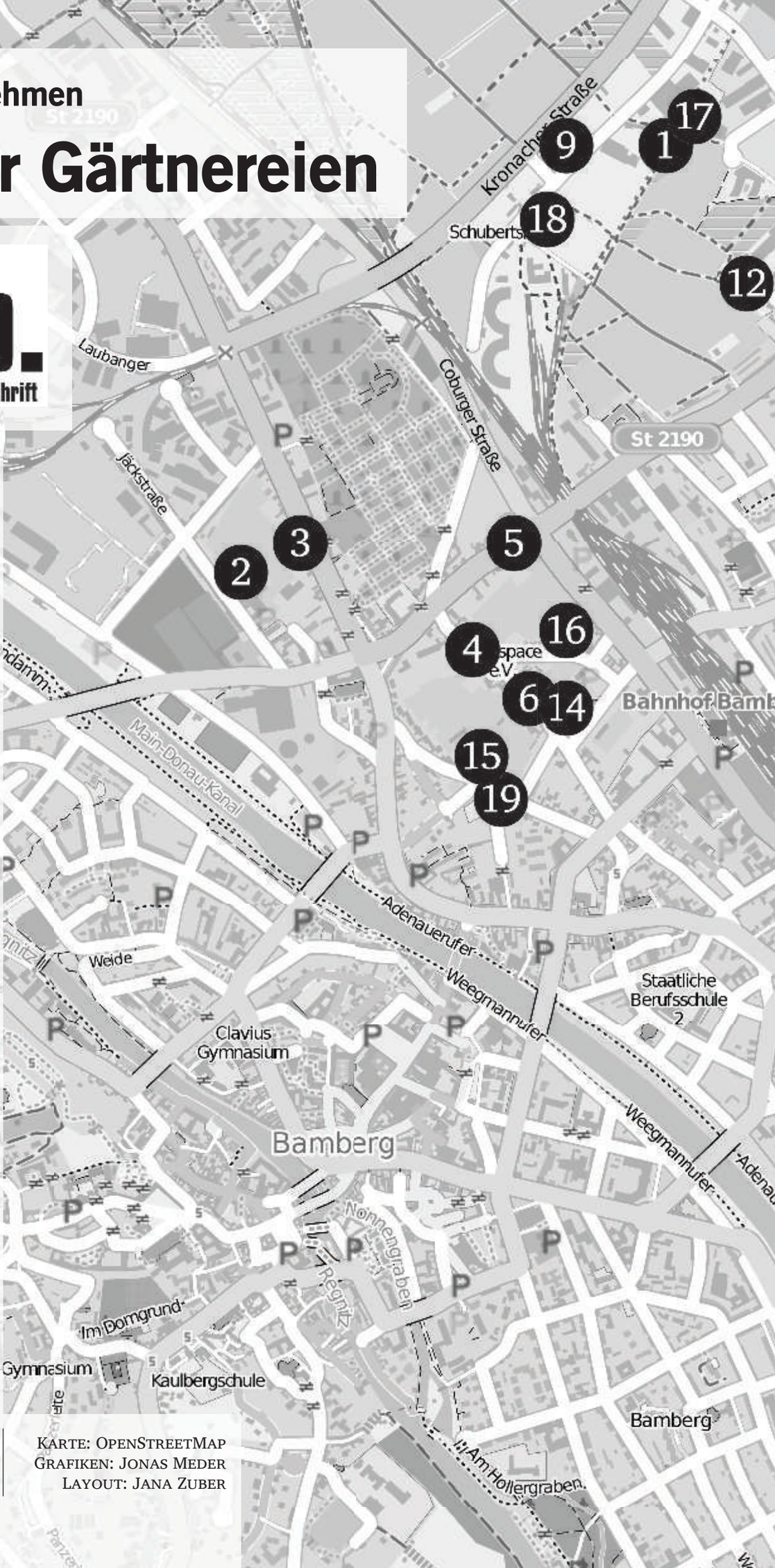
#larissa_guenther

Karte zum Herausnehmen

Bamberger Gärtnereien

OTTFRIED.

Die Bamberger Studierendenzeitschrift



1. **Bamberger Staudengarten**
   Gundelsheimer Straße 80

2. **Gemüsebaubetrieb Robert Bittel**
   Jäckstraße 36

3. **Gärtnerei Franz Böhmer**
   Siechenstraße 101

4. **Gärtnerei Böhmerwiese**
   Heiliggrabstraße 57

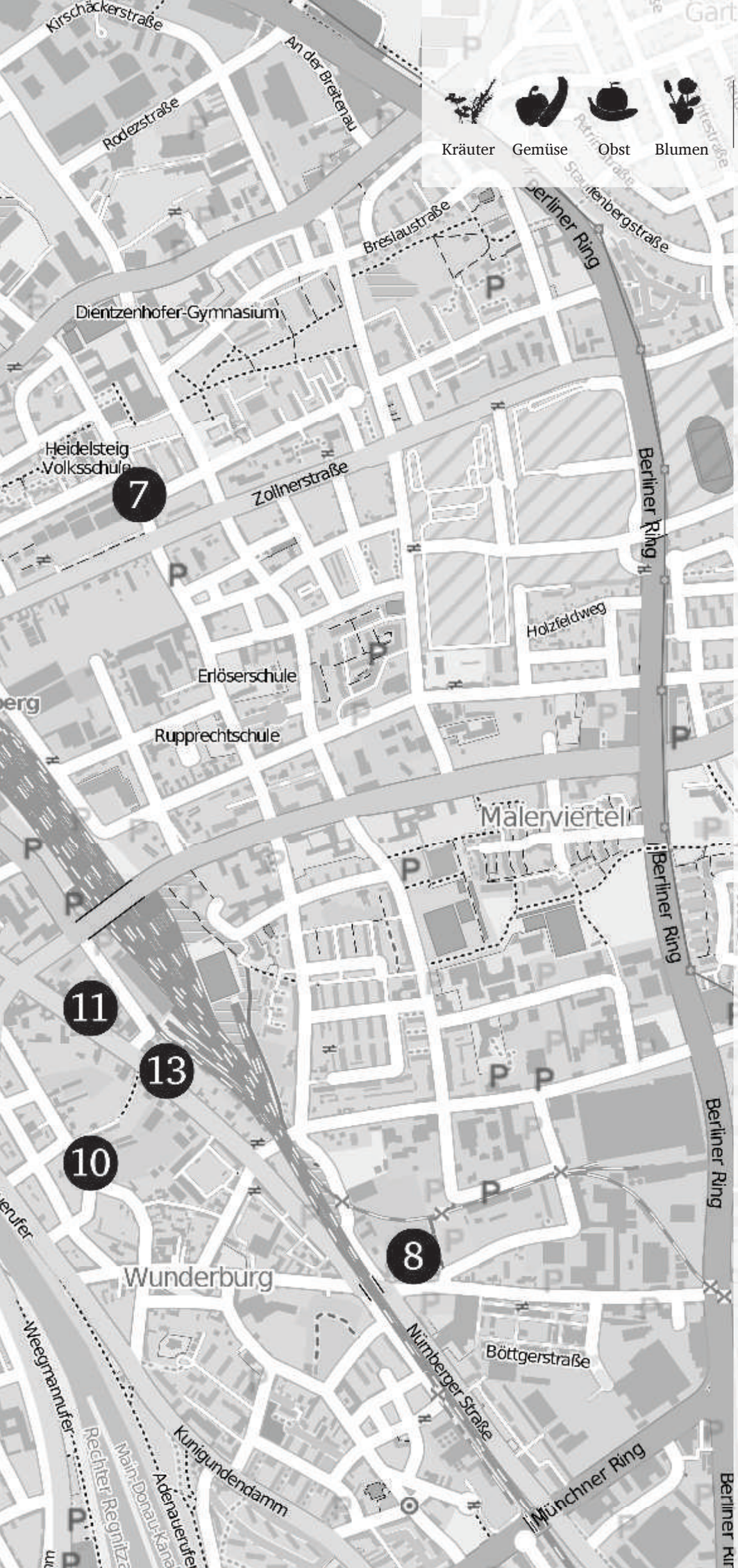
5. **Gärtnerei Burgis**
   Memmelsdorfer Straße 48

6. **Hofstadt-Gärtnerei Carmen Dechant**
   Heiliggrabstraße 37a

7. **Dechant Gartenbau**
   Am Heidelsteig 9

8. **Gärtnerei und Floristik Karl Dechant**
   Geisfelder Straße 9

Karte: OpenStreetMap
Grafiken: Jonas Meder
Layout: Jana Zuber



9 Gärtnerei Deuber
Gundelsheimer Straße 51

10 Gemüse Eichfelder
Egelseestraße 81, 83

11 Gärtnerei Blumen Hohe
Nürnberger Straße 32

12 Lurtz Gartenbaubetrieb
Villachstraße 10

13 MUSSÄROL Bamberger Kräutergärtnerei
Nürnberger Straße 86

14 Gärtnerei Neubauer
Heiliggrabstraße 32

15 Gärtnerei Sebastian Niedermaier
Mittelstraße 42

16 Gärtnerei Schumm
Spiegelgraben 10

17 Gemüse Eichfelder
Gundelsheimer Str. 76

18 Gärtnerei Nikol
Schubertshof 2

19 Gärtner- und Häckermuseum
Mittelstraße 34

#tim_foerster

>> Tim Förster wirft einen humoristischen Rundblick auf Klempner im Netz, Personal Branding, Kellysexy und andere Scheußlichkeiten – und beobachtet Erstaunliches.

http://www.ottfried.de/9130

Was Google, Yahoo und Co. noch so alles über dich und deine Kommilitonen wissen: Weitere Ergebnisse der Umfrage, die auf der rechten Seite steht, gibt es auf unserer Website zu lesen!

#jana_zuber

Kein Plan vom Source Code

In einer Zeit, da das Wünschen noch geholfen hat, da man die Musik noch selbst machte, wenn einem danach war, und man sich sexuellen Anreiz noch am Bahnhofskiosk beschaffte, in dieser Zeit beschloss Hans Meier seine Ausbildung zum Klempner. In den Folgejahren schwirrte er eifrig durch deutsche Haushalte, instand zu setzen, was leckte, zu helfen, wem er konnte, freundlich und dankbar verabschiedet von nun glücklichen Hausbesitzern. Etwas später, heute, bleibt Herrn Meier vielfach nur noch, kaffeetrinkend auf Kundenanrufe zu warten, während sich dieselben am Bildschirm von Rohrzange98, PerfectGermanCraftsman oder Kellysexy die nötigen Handgriffe erklären lassen, um ganz easy im Alleingang die eigene Homebase zu managen. Praktisch, spart man sich doch auf diesem Wege auch den Schlosser, Schreiner und Elektriker, den Gärtner, Friseur, Physio- und Psychotherapeuten, den Erziehungsberater sowieso. Diese Aufgaben übernehmen dankenswerterweise SandraL2, CoolJoshy und NiceGrandpa34.

Apps im Alter

Mein Opa macht solche Sachen nicht. Internet und so. Seine allmorgendliche Zeitung will er erst durch eine News-App ersetzen, wenn er damit auch Fliegen zur Strecke bringen kann. Anlässlich des letzten Familiengeburtstages planten wir deshalb ein Update für den Technikmuffel und suchten nach einem Smartphone. Nicht einmal dessen sensationelle Usability konnte ihn überzeugen. Er bat uns, die Sache auf sich beruhen zu lassen und ihn nicht weiter damit zuzuspammen – Epic Fail.

Für den Erfolg auf Tuchfühlung

Doch zurück zum Thema. Was steckt hinter dem starken Mitteilungsbedürfnis so vieler Mitglieder der Online Community? Ein Überfluss an Zeit, Einsamkeit, altruistische Anwandlungen? Eine mögliche Erklärung bietet die hochmoderne Idee des Personal Branding, welche als Strategy für beruflichen Erfolg empfohlen wird und dort häufig Anwendung findet. „Bilden Sie ein Alleinstellungsmerkmal aus und machen Sie sich damit zur Marke. Werden Sie Experte auf einem Gebiet und nutzen Sie dieses Image“, heißt es. Fabelhaft! Eine gute Idee, ein bisschen positives Feedback. Mehr braucht es nicht auf dem Weg zum Star, freundlicher Kontakt zu den Fans vorausgesetzt. Ja, trotz der scheinbaren Anonymität im Netz geht es dort gerne mal vertraut, fast familiär zu. Wie sonst erklären sich Kommentarverläufe wie: „Deine Videos sind echt cool. Ich find dich voll süß, knuddel.“ – „Danke, zurückknuddel.“ – „Dich ganzdollknuddel“. „Nutzen Sie also außerdem Ihre neu erlangte Berühmtheit dazu, eine große Usergemeinde regelmäßig mit Posts zu versorgen, die ihr das Leben leichter machen. Geben Sie ihr das Gefühl, etwas Neues, Aufregendes, Unverzichtbares zu erfahren. Wie Sie das tun, ist vollkommen bumms.“

War im Web

Muss man sich deshalb Sorgen um die Befindlichkeit unerfahrener Producer machen, deren Output im Netz auch schon mal weniger kuschelbedürftige User auf den Plan ruft; solche User, die dann Videomaterial, Blogeinträge oder ähnliches nach Herzenslust durch den Dreck ziehen – pardon, shitstormen –, wenn derlei Dinge ihren Qualitätsansprüchen nicht genügen oder sie einfach Lust verspüren, den freakigen Channel-Nerd zu haten? Möglichweise, ja. In der Tat nimmt an einem gefährlichen Spiel teil, wer der unvorstellbaren Menge an Wissen, Unterhaltung, Unnützem und Entbehrlichem seinen Teil beigeben will und sich somit dem objektiven Kreuzfeuer einer riesigen Masse ausliefert. Dennoch ist es glücklicherweise jedem anheimgestellt, diesen Schritt zu tun, wenn auch mit unterschiedlichem Ergebnis – von kollektiver (teils auch berechtigter) Euphorie bis hin zum Cybermob. Unfair, doch scharf geschossen wird auf beiden Seiten. So bleibt dem bedrängten Blogger in größter Not immer noch der Ausweg, gemeinen Followern die Freundschaft auf Facebook zu kündigen und ihnen damit so richtig eins auszuwischen.

Julian, 23, Geschichte, 4. Sem.
Es gibt einen Leichtathleten, der genau den gleichen Namen hat wie ich. Deshalb stößt man auf einen großen, muskulösen, sportlichen Typen, wenn man mich googelt. Ich selbst bin jedoch kaum zu finden, da ich in Foren oder bei Facebook immer nur Pseudonyme benutze.

Laetitia, 26, Literatur & Medien, 2. Sem.
Es gibt etwas sehr Peinliches von mir im Netz: Ich habe einmal aus Loyalität meiner Freundin gegenüber, die gerade ein Praktikum bei einer Zeitung macht, als Model für einen Schnäppchenausverkauf posiert. Das Bild war riesengroß in der Zeitung und als ich in die Schule kam, applaudierten alle.

Owusu, 25, Kowi, 7. Sem.
Ich google mich selbst ab und zu, um zu sehen, was es Neues gibt. Unter anderem finden sich Berichte aus meiner Basketballzeit, selbstverfasste Artikel und auch meine Künstlerseite. Dadurch ist das Internet für mich auch eine Art Werbeplattform und es vergisst nichts! Das kann Fluch und Segen zugleich sein.

Schon mal dich selbst gegoogelt?

Umfrage und Fotos: Marie-Louise Landsberger und Tanja Telenga

Sigurd, 23, Anglistik, 4. Sem.
Ich habe mich tatsächlich schon mal selbst gegoogelt, obwohl mir diese permanente Internetpräsenz zuwider ist. Dementsprechend bin ich auch nur in Teilnehmerlisten der Uni zu finden. Facebook habe ich auch nicht, da es sich nie ergeben hat und ich mich nicht dazu hingezogen fühle. Was jedoch noch unter meinem skandinavischen Namen zu finden ist, sind norwegische Sagen – wie etwa die von Siegfried, dem Drachentöter.

Anna, 21, Germanistik & Kowi, 4. Sem.
Wenn ich mich selbst google, kommt zunächst viel Vereinsmalerei, darunter Beiträge der Hochschulgruppe und Berichte aus meiner ehemaligen Schülerzeitung. Doch es ist auch noch etwas Ultrapeinliches von mir zu finden: Als ich elf war, habe ich mal ein Gedicht geschrieben. Um was es darin ging, weiß ich selbst nicht mehr. Wahrscheinlich habe ich es aus gutem Grund verdrängt.

Volker, 34, Archäologie, 3. Sem.
Als ich mich selbst gegoogelt habe, bin ich erschrocken: Es kamen auf einen Schlag mein Name, meine Adresse und meine Telefonnummer auf „123people“. Das zeigt, dass das Internet die digitale Form des Telefonbuchs ist. Man konnte sogar sehen, an welchen öffentlichen Veranstaltungen auf Facebook ich teilgenommen und was für Beiträge ich in Gruppen verfasst hatte. Daraufhin habe ich gleich meine Facebook-Privacy-Einstellungen drastisch eingeschränkt.

Zurück in die Vergangenheit

Kaum zu glauben, aber dein Prof hat auch mal studiert. Wir haben nachgefragt, wie es damals wirklich war. Teil 10 unserer Serie: Prof. Dr. Johannes Grotzky, Honorarprofessor für Slavistik.

Sie haben Slawische und Balkanphilologie sowie Geschichte Ost- und Südosteuropas studiert. Warum gerade das?
Ich habe in der Schule angefangen, mich für Russland zu interessieren. Das fing schon ganz früh an. Ich wurde religiös erzogen und durfte mir in einem Devotionalienladen ein Heiligenbild aussuchen. Ganz spontan bin ich auf eine russische Ikone meines Namenspatrons Johannes zugegangen. Ich war damals acht Jahre alt, aber ich besitze sie heute noch.
Das Zweite war, dass einer unserer Lehrer immer sehr pauschal von den Sowjets und Russland geredet hat – das wäre alles dasselbe. Da fing ich an zu differenzieren und meinen Lehrer zu korrigieren. Ein entscheidendes, ganz schlimmes Erlebnis war die Erzählung eines Lehrers aus dem Krieg: „… und wir haben dem Russen eine vor die Fresse geballert!“ Alle johlten. Ich hab mich gemeldet und sagte: „Heißt das, Russen haben eine Fresse?“ Dann wurde er ganz verlegen und sagte: „Warte, bis die Russen zu uns kommen, dann wirst du sehen, was es bedeutet, die zu erleben.“ Dann sagte ich mir „Nee, so lange will ich nicht warten. Ich geh von mir aus dahin.“
Sie hätten das Studium ja auch einengen können. Gab es einen Grund, warum Sie so breitgefächert studierten?
Ja, natürlich. Ich wollte nach Russland, aber das hat nicht geklappt, denn es gab damals kein funktionierendes Kulturabkommen. Es scheiterte stets an dem Streit, ob Westberlin Teil der Bundesrepublik sei oder nicht. In einem Russischkurs traf ich eine Russin, die in Zagreb unterrichtete und mich dorthin einlud. Jugoslawien war ein freies Land, da konnte ich ohne große Visa-Probleme studieren. Ich ging an die Uni, konnte natürlich die Sprache nicht und musste mich einschreiben. Mich haben damals nur meine lateinischen Sprachkenntnisse gerettet, weil das Studienbuch in Zagreb auf Lateinisch und Kroatisch war. Latein war die zweite offizielle Sprache, das weiß man gar nicht mehr.
Dann habe ich noch eine Zeit lang Russisch gelernt, bin aber schnell auf Kroatisch umgesprungen und habe zusätzlich noch weitere jugoslwische Sprachen studiert. Später war ich in anderen Städten und an anderen Unis, habe neben Russisch die ganze Südslawistik sehr intensiv gemacht und hatte dann als Drittes Polnisch. Für Polen hatte ich auch ein Stipendium,auf das ich mich sehr freute, aber ich bekam kein Visum. Während des Kalten Krieges ging das nicht.
Gab es massive Unterschiede zum deutschen Bildungssystem?
Oh ja! Der wichtigste Unterschied war, dass wir in Jugoslawien an der Universität „Volksverteidigung“ hatten. Wir haben da die Partisanengrundprinzipien gelernt, was mir später bei meiner Berichterstattung als Kriegsreporter geholfen hat. Sie lernen grundsätzliche Dinge: Zur Ablenkung von Luftangriffen nimmst du einen alten Herd und alte Rohre von Herden und baust sie auf den Feldern auf. Aus der Ferne werden sie als Panzer identifiziert.
Das nächste ist: Du brauchst eine Schaufel, um dich gegen Luftangriffe zu verteidigen und strategische Dinge zu schützen. Du schaufelst ganz viel Erde zur Tarnung auf Brücken – die werden ja gesprengt, um Nachschublieferungen zu verhindern. Wenn eine Straße kaputt ist, kannst du über das Feld mit dem Panzer weiter fahren. Wenn eine Brücke kaputt ist, nicht.
Oder: Wie blockiere ich eine Kaserne? Mit einem Lastwagen. Was muss ich dafür tun? Naja, Luft aus den Reifen nehmen, dann kann er nicht wegfahren. Vorsicht! Du musst auch die Batterie ausbauen, sonst kannst du mit einem Kurzschluss den Wagen noch ein paar Meter vorwärts bewegen.
Ich nehme an, Sie würden Studierenden raten, auch ins Ausland zu gehen?
Ich rate Studierenden zu Auslandsaufenthalten, nicht nur für den Beruf. Ich bin dafür, schon ganz früh in Schulzeiten rauszugehen. Im Studium sollte man auf jeden Fall weggehen und sich möglichst einen Beruf mit der Chance suchen, woanders hinzugehen. Das ist ganz wichtig.
Würden Sie sagen, dass das Auslandsstudium heute leichter ist als zu Ihrer Zeit?
Nein, ganz im Gegenteil. Ich bin sehr, sehr enttäuscht von der Entwicklung der deutschen Universitäten mit dem Bachelor- und Mastersystem. Es ist viel zu verschult. Wahrscheinlich wäre ich heute ein schlechter Student. Ich war ein wilder, sprunghafter Student, der alles Mögliche gemacht hat. Das geht heute gar nicht mehr. Deshalb finde ich es schwierig, das alles zu unterbrechen, dann ins Ausland zu gehen und sich da einzufügen. Das nächste, was schwierig ist: nach dem Bachelor in den Master; sich immer leistungsbezogen neu zu bewerben. Dass das nicht alles auto-

matisch weitergeht, wundert mich ein wenig. Ich finde, das Studium wird den Leuten heute zu schwer gemacht. Als Dozent kann ich die Hürden nicht beiseite räumen, aber ich versuche, den Leuten durch Motivation einen leichteren Zugang zu geben. Sie müssen auch bei mir etwas leisten, aber an erster Stelle muss Motivation stehen und nicht stures Wissen. Kein Student ist für meine Karriere da – ich bin für die Karriere meiner Studierenden da.

Ihre Karriere als Journalist im Print und Rundfunkbereich war sehr erfolgreich. Haben Sie schon während des Studiums die Weichen gestellt?

Nein. Ich habe als Schüler bei einer Zeitung gearbeitet und wusste, dass mir das Spaß machen würde. Die Zeitung hat gesagt, ich könne nach einem halben Jahr Ausbildung als Redakteur bei ihnen anfangen. Und dann sagte mein Vater zu mir: „Junge, willst du wirklich in dieser Provinzstadt dein Leben verbringen? Ich mach dir ein Angebot: Du gehst jetzt an irgendeine Uni, irgendwo in der Welt, und zwei Semester kannst du machen, was du willst. Und dann entscheidest du, ob du zurückkommst. Das ist deine Sache.“ Dann bin ich nach München gegangen und nach zwei Semestern wusste ich: In diese kleine Stadt und zu dieser pissigen Zeitung will ich nicht zurück. Ich habe immer noch weiter geschrieben, aber habe mich zu allem bereiterklärt und wusste, dass ich irgendwann einmal nach Russland will – egal, was ich studiere. Das hätte ich auch als Lektor gemacht oder als Reiseführer. Als ich Examen gemacht habe, hatte ich drei Jobangebote: einen in Konstanz an der Uni, einen zweiten im Fink Verlag in München und einen Job beim Bayerischen Rundfunk. Ich bin beim Rundfunk geblieben.

Würden Sie uns heute empfehlen, die Karriere während des Studiums etwas gezielter in Angriff zu nehmen?

Auf jeden Fall. Ich kann jedem zwei Dinge empfehlen. Erstens: Kommunikationsfähigkeit entwickeln, das heißt auf Menschen zuzugehen, sich mit seinen Interessen einzubringen. Das ist ganz schwer. Man darf nicht im Vorzimmer hängen bleiben, sondern muss den Mut haben, beim Chef direkt anzuklopfen. Als ich angefangen habe zu arbeiten, habe ich mir vorgenommen, jeden Tag einen neuen Menschen kennenzulernen. Ich habe immer noch die Sucht mit Menschen zu quatschen. Zweitens: Kommunikationsfähigkeiten im Sinne von Sprachen lernen. Sprachen zu lernen halte ich für extrem wichtig.

Und dann: Praktika machen, die müssen nicht immer berufsbezogen sein. Praktikum kann genauso sein, in eine Fabrik zu gehen und Schrauben zu drehen, um zu wissen, was es für Menschen bedeutet, jeden Tag einen Job zu machen. Danach verstehen Sie, warum die sich abends vor den Fernseher hängen, warum die sich ein Bier reinziehen, warum die kein Buch mehr lesen. Wird man mit diesem Arbeitsverhätnis konfrontiert, muss man aufpassen. Ich habe jedenfalls versucht, mich dagegen zur Wehr zu setzen. Ich habe mich entschieden, in meinem ganzen Leben keine festen Arbeitszeiten zu akzeptieren und stattdessen lieber von 7 bis 20 Uhr selbstbestimmt, als von 8 bis 17 Uhr verpflichtend zu arbeiten. Was immer dazu geführt hat, dass ich sehr, sehr viel gearbeitet habe. Aber ich fühle mich frei dabei.

Vielen Dank für das Gespräch!

TEXT: SABRINA NELL, MARIJA USTINOVA
FOTOS: SABRINA NELL, PRIVAT

INFO

Lebenslauf

Johannes Grotzky machte sich in seiner Karriere einen Namen als Journalist, Publizist, Kriegsreporter, Südosteuropa- und Russlandkenner. Nach Studium und Promotion mit Auslandsaufenthalten in Zagreb, Skopje, Belgrad und Sarajevo arbeitete er unter anderem als Hörfunkkorrespondent der ARD in Moskau und Autor der Wochenzeitung Die Zeit. 37 Jahre war er beim Bayerischen Rundfunk, über zwölf davon als Hörfunkdirektor.

Neben Deutsch, Englisch und Französisch beherrscht er Latein, Alt- und Neugriechisch, Russisch, Polnisch, Kroatisch, Serbisch und Bosnisch.

Anzeige

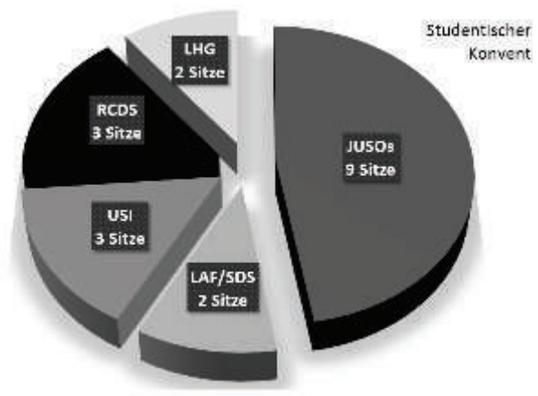
Dämliches Desinteresse

Zwei Tage lang standen die Wahllokale an der Universität Bamberg offen, viel gebracht hat das aber nicht: Die abermals niedrige Wahlbeteiligung ist ein Schlag ins Gesicht der ehrenamtlich engagierten studentischen Vertreter und Vertreterinnen.

Legte man alle Bamberger Studierenden hintereinander auf den Boden, so ergäbe sich eine Reihe, die aus dem Bamberger Zentrum bis kurz vor Bad Staffelstein reichte. Bei ziemlich genau jedem Zehnten könnte man stehenbleiben, um ihn für seine Partizipationsbereitschaft zu loben: Denn legte man alle Bamberger Studierenden hintereinander auf den Boden, die an den diesjährigen Hochschulwahlen teilgenommen haben, so führte die Reihe nur bis ans Ende von Gaustadt. Und die Moral von der Geschichte: Mit einer so niedrigen Wahlbeteiligung kommt man nicht weit.

Wähler …

Das wissen auch die ehrenamtlich Engagierten der Bamberger Studierendenpolitik, die deshalb Präsenz zu zeigen versuchten: Vollversammlung, öffentliches Gespräch mit der Universitätsleitung und Podiumsdiskussion, alle drei Angebote blieben spärlich besucht. Mit 11,7 Prozent lag die Wahlbeteiligung bei den Hochschulwahlen dann noch niedriger als im vergangenen Jahr, das mit 12,9 Prozent selbst nicht eben einen besonderen Höhepunkt darstellte. Damit festigt sich ein besorgniserregender Trend des Desinteresses unter den Studierenden, die der studentischen Hochschulpolitik zunehmend gleichgültig gegenüberstehen.



Dabei böte die derzeitige Situation an der Hochschule durchaus reichlich Angriffsfläche – ob es um längere Bibliotheksöffnungszeiten, die Offenlegung der Kompensationszahlungen des Freistaats Bayern an die Universitäten, den Abbau von Zugangsbeschränkungen oder die Verbesserung der universitären Infrastruktur geht. Mit einer Legitimität von nicht einmal zwölf Prozent im Rücken sind die Chancen der studentischen Vertreter auf eine studierendenfreundliche Lösung eher gering.

… und Gewählte

Aus der Senatswahl gingen Johanna Lerke von den JUSOs (Jungsozialistinnen und Jungsozialisten) und Ralph Edler vom RCDS (Ring Christlich-Demokratischer Studenten) als Sieger hervor, die nun für ein Jahr die studentischen Interessen im zentralen Gremium der Universität vertreten werden. Anders als im Vorjahr verteilten sich die Stimmen dieses Mal so auf die zwei Listen, dass von beiden jeweils ein Vertreter in den Senat entsandt wird – zuungunsten von Thomas Bollwein (SDS, Sozialistisch-Demokratischer Studierendenverband): Denn obwohl er von allen Kandidaten die zweitmeisten Einzelstimmen sammelte, war die linke Liste insgesamt nicht stark genug, um beide Senatoren zu stellen. Indes, gelingt es Johanna Lerke und Ralph Edler, zur Durchsetzung studentischer Interessen gut zu kooperieren, so kann es ihrer Glaubwürdigkeit im Dialog mit der Universitätsleitung mit Sicherheit nur zugutekommen.

Danach sieht es allerdings derzeit, jedenfalls im Konvent, eher nicht aus, denn bereits kurz nach der Wahl drohen Streit und Kleinkrieg. Vor wenigen Tagen erreichte die Redaktion ein gemeinsames Schreiben von LHG (Liberale Hochschulgruppe), USI und RCDS aus der Feder von Dominik Ulbricht, dem Vorsitzenden der LHG. „JUSOs & LAF/SDS verlieren die Interessen der Studierenden aus den Augen“, so tönt es gleich zu Beginn. Verständlich wird der Ärger erst vor dem Hintergrund der Mächteverhältnisse im Konvent: Führende Kraft wurde mit neun von 19 Sitzen erneut die JUSO-Gruppe, die zusammen mit den gemeinsamen zwei Sitzen von LAF (Liste AStA-Fachschaften) und SDS eine absolute Mehrheit für linksorientierte Ziele erreicht hat, etwa den Einsatz für eine Verfasste Studierendenschaft. Die Opposition formiert sich aus RCDS und USI, die in den Ergebnissen dichtauf lagen und beide je drei Vertreter in den neuen Konvent entsenden, sowie der LHG mit weiteren zwei Sitzen. Die neugegründete Gruppe Die LISTE ging dagegen leer aus, erhielt aber immerhin drei Prozent der Stimmen. Experten führen ihre Anziehungskraft in einigen Wählerschichten vor allem auf ihre Forderung zurück, den Mettigel als Wappentier der Universität zu installieren – vielleicht ist auch das ein Hinweis darauf, wie ernst viele Studierende die Einflussmöglichkeiten im studentischen Konvent betrachten.

Kein Konsens im Konvent

Da ist es umso fataler, wenn sich die Hochschulnahen Gruppen bereits kurz nach der Wahl gegenseitig öffentlich an den Pranger stellen. Die Wurzel all des Wirbels: LHG, USI und RCDS hatten den linken Gruppen angeboten, deren Kandidaten für den Sprecher des Konvents zu unterstützen, wenn sie im Gegenzug den Stellvertretenden Sprecher hätten stellen dürfen. Dieser Vorschlag, der durch inhaltliche und personelle Zusammenarbeit das Gewicht der studentischen Stimme überhaupt hätte stärken sollen, stieß allerdings auf Ablehnung. JUSOs und LAF/SDS, so heißt es, hätten sich von dem Kandidaten der Oppositionsfraktionen nicht vertreten fühlen können, dem sie unter anderem eine „fehlende feministische Grundeinstellung“ attestieren. Wem das die Erinnerung

an den guten alten Bauklötzchen-Zwist aus Sandkasten-Tagen vor das geistige Auge treibt, der könnte wohl nicht ganz falsch liegen.
Stattdessen wurden mit Yasin Cetin (JUSOs) als Konventssprecher und Paul Hummer (LAF/SDS) als Stellvertreter zwei eigene Kandidaten von der linken Mehrheit durchgesetzt. Nun ist es zweifelsohne bedauerlich, wenn der größere Bruder einen nicht mitspielen lässt, einfach weil er es kann; eine besonders glorreiche Figur macht aber keiner der an dieser aufgeplusterten Episode Beteiligten. Ein bisschen weniger Pathos auf der einen, ein bisschen mehr Entgegenkommen auf der anderen Seite, das wären heilsame Ingredienzien auf dem Weg zu einer vernünftigen Studierendenvertretung.
Johanna Lerke und Ralph Edler werden nicht umhinkommen, sich fortan auf eine gemeinsame Linie zu einigen. Das scheinen sie allerdings nicht als Hindernis zu betrachten. Und mit etwas öffentlichem Rückenwind werden sie die Chance auf gute Ergebnisse haben. Dämliches Desinteresse wird hingegen zu nichts anderem führen als zu dämlichen Resultaten.
Es bleibt deshalb mit Blick auf die Hochschulwahlen 2015 zu hoffen, dass die neu gewählten Vertreter sich in der Hochschulöffentlichkeit wirksam kommunizieren und ein Bewusstsein für ihre Arbeit schaffen können.

Text: Timotheus Riedel und Jana Vogel
Fotos: Maximilian Krauss
Grafik: Jana Vogel

Ausführliche Wahlergebnisse für Senat, Konvent und Fakultätsräte unter: uni-bamberg.de/abt-studium/hochschulwahlen/

Senatorin Johanna Lerke

Studiengang
Lehramt Hauptschule/Mittelschule (Hauptfach Deutsch) im sechsten Hochschulsemester

Die Zusammenarbeit mit einem Senator vom RCDS wird …
… eine interessante Herausforderung und Erfahrung.

Die geringe Wahlbeteiligung führe ich zurück auf …
… mehrere Gründe, unter anderem die geschwächte studentische Mitbestimmung an bayerischen Hochschulen und die immer weiter fortschreitende Entpolitisierung unserer Gesellschaft.

Ich werde mich vor allem einsetzen für …
… ein selbstbestimmtes und freies Studium für alle Studierenden.

Senator Ralph Edler

Studiengang
Master European Economic Studies im zehnten Hochschulsemester

Die Zusammenarbeit mit einer Senatorin von den Jusos wird …
… inhaltlich interessant und konstruktiv. Und da wir beide die Kandidaten von mehreren Gruppen sind, wird unsere Arbeit auch den Willen aller Studenten abdecken.

Die geringe Wahlbeteiligung führe ich zurück auf …
… das Desinteresse der Studenten, da die Arbeit und Erfolge nicht kommuniziert werden, sei es durch die einzelnen Gruppen oder die Kommitees.

Ich werde mich vor allem einsetzen für …
… das Wohl aller Studenten und deren Ideen und Vorschläge wie wir die Universität Bamberg studentenfreundlicher machen können.

Anzeige

Ich war jung ...

864 Euro geben Studierende monatlich im Durchschnitt aus. Davon geht laut der Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks der größte Teil für Mietkosten, Essen, Autos und öffentliche Verkehrsmittel drauf. Da nicht allen das Glück reicher Eltern beschert ist, sind nur 39 Prozent in der Lage, ihre Freizeit durchgehend spaßig gestalten zu können. Der große Rest gehört zu denen, die sich nach, vor oder anstelle der Vorlesung auf das Fahrrad schwingen und für eine Fastfood-Kette Pizza ausfahren, um sich den Eintritt für den Montagsschwof leisten zu können. Besonders hoch im Kurs stehen auch Jobs am Fließband, vorzugsweise nachts und in den Semesterferien, hinter der Theke irgendeiner Gaststätte, ebenfalls gerne nachts, oder als Nachhilfelehrer für Abiturienten. Ob man bei der Vorstellung, mit einem Gymnasiasten Caesar zu übersetzen, seinen innerlichen Gallienfeldzug erlebt, wird wohl von Person zu Person sehr stark variieren. Die Job-Angebote auf der Internetseite feki.de, die man in der Sparte „ÜBERleben“ findet, listen aber zum Glück auch eine Reihe anderer potentieller Arbeitgeber auf. Dort findet man neben den gängigen Angeboten auch die ein oder andere Kuriosität. Denn Menschen tun ja bekanntlich viel, um an Geld zu kommen.

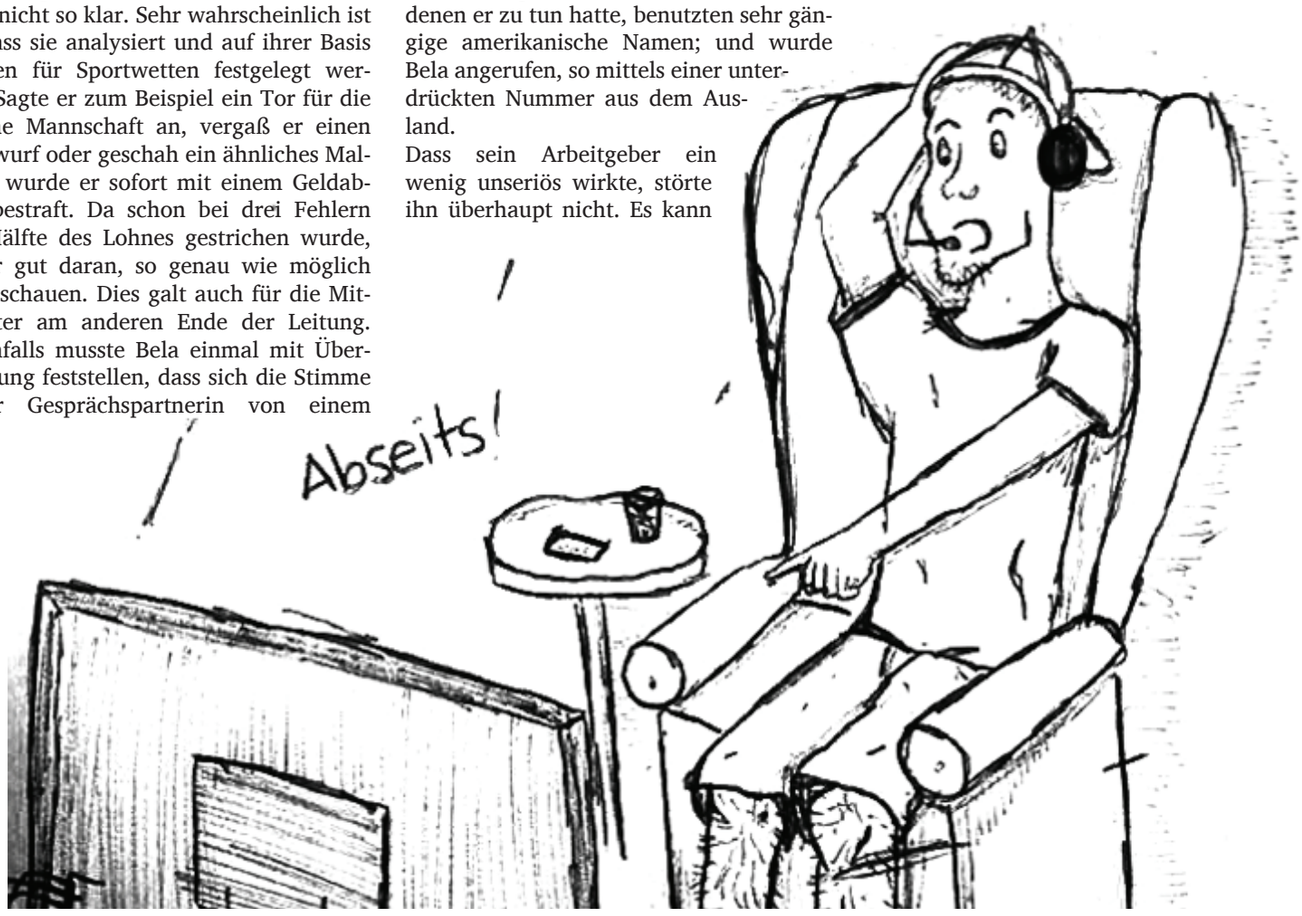
Bei Anruf Sport

Irgendwann kam auch Bela (Name von der Redaktion geändert), begeisterter EES-Student, auf die Idee, auf feki.de nach einem Studentenjob Ausschau zu halten. Sehr bald wurde er fündig und war fortan vor allem bei Sportveranstaltungen von eher mäßigem allgemeinen Interesse in der Umgebung Bambergs anzutreffen. Seine Aufgabe dort bestand darin, im Stile eines Sportkommentators mehr oder minder wichtige Informationen über den Verlauf der Partie ins Telefon zu brüllen. Am anderen Ende der Leitung saß dann eine Person in Fernost, die sich meist als Bryan oder Steve vorstellte, jedoch bestimmt nicht so hieß.

Was das Callcenter auf den Philippinen mit den Sportdaten anstellt, ist Bela selbst auch nicht so klar. Sehr wahrscheinlich ist es, dass sie analysiert und auf ihrer Basis Quoten für Sportwetten festgelegt werden. Sagte er zum Beispiel ein Tor für die falsche Mannschaft an, vergaß er einen Korbwurf oder geschah ein ähnliches Malheur, wurde er sofort mit einem Geldabzug bestraft. Da schon bei drei Fehlern die Hälfte des Lohnes gestrichen wurde, tat er gut daran, so genau wie möglich hinzuschauen. Dies galt auch für die Mitarbeiter am anderen Ende der Leitung. Jedenfalls musste Bela einmal mit Überraschung feststellen, dass sich die Stimme seiner Gesprächspartnerin von einem Moment auf den anderen so deutlich verändert hatte, dass er es unmöglich mit der gleichen Person zu tun haben konnte. Offensichtlich griff die vermeintliche Wettfirma in Asien noch rigoroser durch, als sie es mit ihren studentischen Employés in Europa schon tat: Nach drei Fehlern wurde die Mitarbeiterin dort allem Anschein nach einfach ausgetauscht.

Hin und wieder ergab sich die Gelegenheit, ein bisschen mit den Angestellten zu plaudern und große Freude auszulösen, wenn er sie in der Halbzeitpause für ihr gebrochenes Englisch lobte. Dies war aber die Ausnahme und im Allgemeinen wurde großer Wert auf Anonymität gelegt: Die Überweisungen waren anonym, eine Steuernummer gab es nicht, alle Personen, mit denen er zu tun hatte, benutzten sehr gängige amerikanische Namen; und wurde Bela angerufen, so mittels einer unterdrückten Nummer aus dem Ausland.

Dass sein Arbeitgeber ein wenig unseriös wirkte, störte ihn überhaupt nicht. Es kann sehr spaßig sein, Sportspiele zu kommentieren. Besonders, wenn man das Glück hat, mal nicht die Ereignisse eines Jugend-Fußballspiels in Strullendorf durchsagen zu müssen, sondern zu Bambergs Profibasketballern gehen zu können. In der Brose-Arena erntet man zwar vor allem verstörte Blicke, wenn man sich auf den Sitz stellt und versucht, lauter als alle anderen Fans auf Englisch mitzukommentieren. Aber wie praktisch ist es, wenn man mit seiner Dauerkarte sogar noch Geld verdienen kann! Vorausgesetzt, man vertut sich nicht etwa beim Ballbesitz, dann stimmt auch die Bezahlung.



... und brauchte das Geld

Ein Hut, ein Stock, ein Damenunterrock

„Gott zum Gruße. Ich darf die werten Herrschaften aufs Allerherzlichste in unserer Residenzstadt begrüßen.“ So oder so ähnlich begrüßt Franziska Deuter die Teilnehmer ihrer Barockführungen durch Bamberg. Heute steht die ehemalige Geschichts-Bachelorette aber nicht in Rokokokleid und Pudelperücke auf der unteren Brücke, sondern in Jeans und mit Kurzhaarschnitt. Dabei wäre es ihr wahrscheinlich nicht einmal unangenehm gewesen, kostümiert zum Interview zu kommen. Franziska ist „familiär vorbelastet“, da sie von klein auf die jährlichen Rokoko-Festspiele des Ansbacher Heimatvereins aufmischt. Sprechen und Bewegen im Stil des 17. Jahrhunderts ist sie deswegen schon gewöhnt, was angesichts des von französischen Begriffen überschwemmten Deutsch der damaligen Zeit und eines drei Kilogramm schweren Kleids mit Reifrock bestimmt nicht jede Dame auf Anhieb hinbekommt.

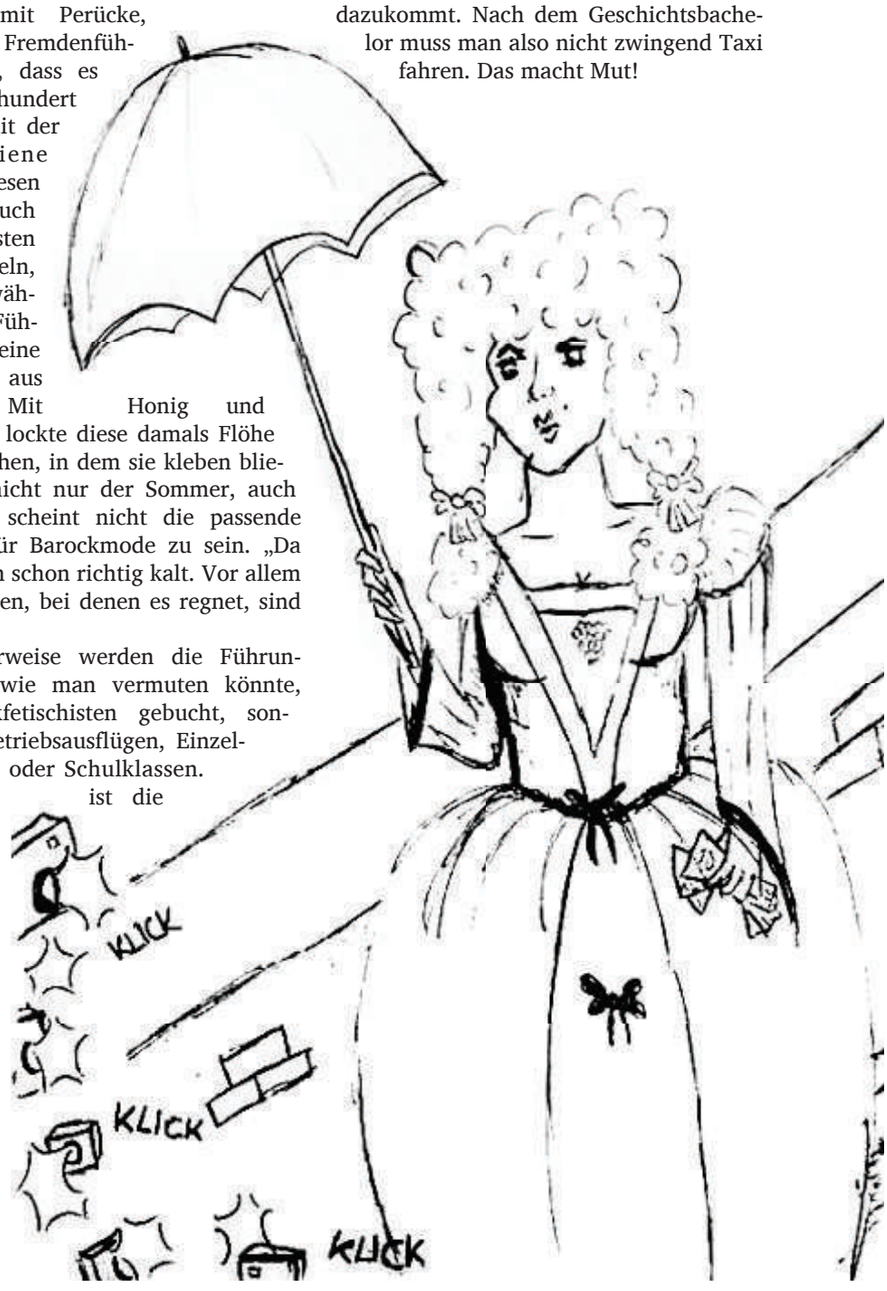
Unter diesen Voraussetzungen ist es nicht verwunderlich, dass Franziska als Bamberger Stadtführerin ihr Studium finanziert. Schon länger hatte sie die Idee, im Nebenjob als Fremdenführerin zu arbeiten: Immerhin sah sie Tag für Tag riesige Touristenmengen vor ihrem Fenster vorbeiströmen und dachte sich als Geschäftsfrau, dass sich da bestimmt etwas abschöpfen ließe. Ein Bekannter empfahl ihr, bei AGIL – einem Büro, das unter anderem Stadtführungen in Barock-Kostümen anbietet – nach einem Job zu fragen. Gesagt, getan: Sie schaute dort vorbei und der Chef suchte tatsächlich jemanden. Glücklicherweise ging es gerade auf den Winter zu und die Führungen wurden ob des saisonalen Touristenmangels weniger, so dass Franziska Zeit hatte, sich Wissen anzulesen und bei den verbleibenden Führungen der Kollegen erst einmal reinzuschnuppern.

Im kommenden Frühjahr war es dann so weit: Ihre erste Führung stand an. Und wie sie es von den Kollegen gelernt hatte, startete sie direkt mit ein paar lustigen Sprüchen. „Man kann sich in dem Kostüm fast alles erlauben und Späße auf Gästekosten machen. Das gehört zu der Rolle, die man spielt.“ So zog Franziska beispielsweise bei einer Limburger Gruppe Parallelen zwischen deren Bischof Franz-Peter Tebarzt-van Elst und den absolutistischen Fürstbischöfen Bambergs. Aber auch die Touristen halten sich nicht zurück. Einer Kollegin sei beispielsweise bei einer Führung ein kleines Mädchen unter den Rock gekrochen und hätte dann herausposaunt, sie wisse jetzt, welche Unterhosen im Mittelalter getragen wurden. Dass die ein oder andere freche Bemerkung nicht ausbleibt, lernt man wohl als Frau, die mit tief ausgeschnittenem Dekolleté angetrunkene Männergruppen führt, recht schnell. „Da wird der Vorlauteste direkt von mir zum Sonnenschirmhalten abgestellt,“ sagt Franziska, und so ist es ein herzliches Geben und Nehmen.

Wie nötig der Sonnenschirm an heißen Tagen ist, wird bei dem schweren Stoff, der an alte Polster oder Vorhänge erinnert, deutlich. Trägt sie ihn bei Sonnenschein mit Perücke, begreift die Fremdenführerin schon, dass es im 17. Jahrhundert Probleme mit der Körperhygiene gab. Um diesen Eindruck auch den Touristen zu vermitteln, nimmt sie während den Führungen oft eine Flohfalle aus der Perücke. Mit Honig und Blut gefüllt, lockte diese damals Flöhe in das Kästchen, in dem sie kleben blieben. Aber nicht nur der Sommer, auch der Winter scheint nicht die passende Jahreszeit für Barockmode zu sein. „Da wird es dann schon richtig kalt. Vor allem die Führungen, bei denen es regnet, sind unschön.“

Interessanterweise werden die Führungen nicht, wie man vermuten könnte, von Barockfetischisten gebucht, sondern von Betriebsausflügen, Einzelpersonen oder Schulklassen. Letzteren ist die Führung allerdings oft eher peinlich, und sie halten einige Meter Abstand, um nicht von ihren Mitschülern mit der „Barock-Lady“ zusammen abgelichtet zu werden.

Im Gegensatz zu herkömmlichen Stadtführungen werden die Fakten hier allerdings spielerisch im geschichtlichen Kontext untergebracht. Den Leuten bleibt dadurch eher ein Eindruck im Gedächtnis und nicht zwingend trockenes Faktenwissen oder die genaue Kunsthistorik. Das schätzen die Kunden auch an den Führungen, die durchweg positives Feedback bekommen. Da sich durch Lob allein aber kein Studium bezahlen lässt, ist es umso besser, dass zu den 45 Euro für die eineinhalbstündige Führung plus Vorbereitung oft noch Trinkgeld von bis zu 25 Euro dazukommt. Nach dem Geschichtsbachelor muss man also nicht zwingend Taxi fahren. Das macht Mut!



WG-Drama auf Bestellung

Für Laura und Anna wurde das WG-Casting zu einer unverhofften Einnahmequelle. Kurz nachdem sie im vergangenen Mai ihr freies Zimmer bei wg-gesucht.de eingestellt hatten, meldete sich das Bayerische Fernsehen und bot den Bamberger Studentinnen 150 Euro dafür, dass sie es für einen eintägigen Dreh zur Verfügung stellten. „Warum nicht?“, dachten die zwei; sie sagten zu und am nächsten Tag standen die „Woidboyz“, eine bayerische Comedy-Gruppe mit eigener Sendung im BR, vor ihrer Tür. Deren Urteil: Die perfekte Wohnung für ein lustiges WG-Casting mit versteckter Kamera! Da Laura und Anna den Redakteuren Andi, Uli und Basti auf Anhieb sympathisch waren, stand bald die Idee im Raum, dass sie ebenfalls schauspielernd am Casting teilnehmen sollten. Schnell war die Wohnung mit versteckten Kameras bestückt und das Drehbuch für die fünf lag bereit: Anna sollte zusammen mit Andi, einem chronischen Stalker, in der WG wohnen. Als fleißige Studentin gab sie aber gleich nach der Begrüßung der Bewerber vor in die Uni zu müssen und verließ die Wohnung. Das Casting wurde deshalb von Annas Freund Basti, einem in ihrer Abwesenheit bekennenden Polygamisten, und Andi durchgeführt. Mit von der Partie waren auch WG-Dauergast Uli und seine hysterische Freundin Laura aus der Wohnung darüber. Wer gerade keinen Auftritt hatte, wartete ein Stockwerk höher und trank Schnaps gegen die Aufregung.

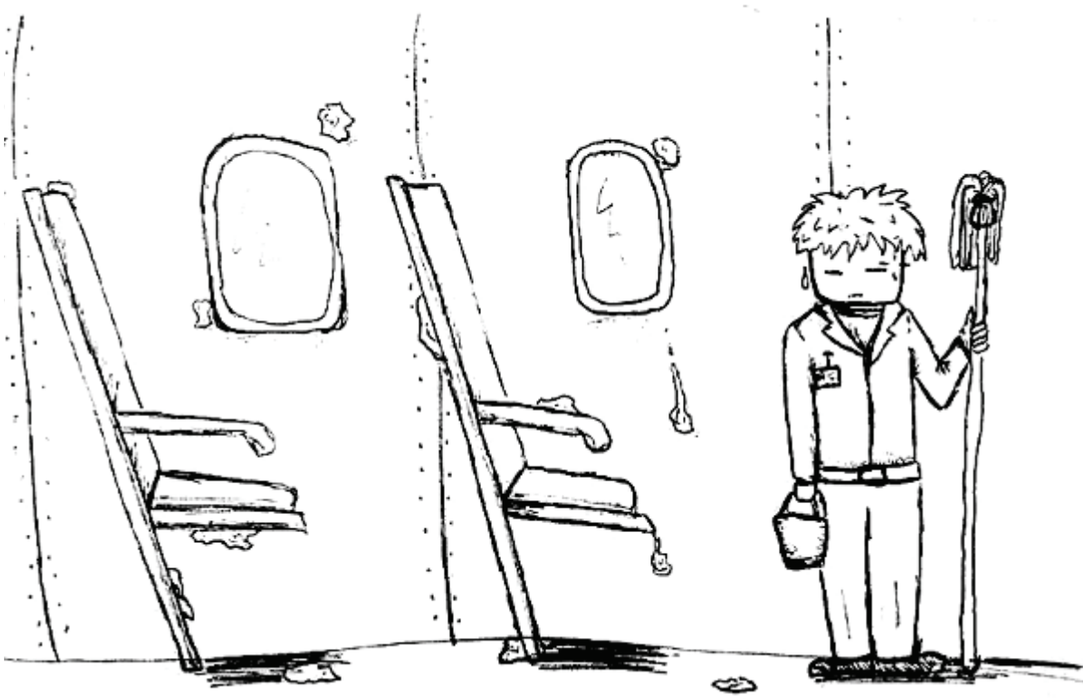
> Wer gerade keinen Auftritt hatte, trank Schnaps gegen die Aufregung.

Schon bei der ersten Bewerberin war Andi ganz in seiner Rolle: Er trat ausschließlich mit laufender Kamera in der Hand auf und zeigte heimliche Aufnahmen von seiner Mitbewohnerin im Bad, sodass es eine Kandidatin gruselte. Ihr plötzliches Desinteresse an dem Zimmer wurde aber auch durch Bastis vormittägliche Asbach-Uralt-Runden und seine unzweideutigen Bemerkungen zu offenen Beziehungen mit Mitbewohnerinnen verstärkt.

Das Highlight des Drehs aber war unzweifelhaft das Casting mit Chris. Der Bekannte von Laura und Anna machte große Augen, als er sah, bei wem er da einziehen wollte. Doch schon kurz nach dieser Überraschung verstand er die Welt nicht mehr. Laura betrat die Wohnung und putzte ihren Freund Uli völlig übereizt herunter, zickte jeden an und krönte ihren Auftritt mit einer Backpfeife für ihn. „Jemanden zu schlagen, kam für mich anfangs überhaupt nicht infrage, aber ich bin so in meiner Rolle aufgeblüht, dass ich den Plan durchgezogen habe“, sagte sie im Anschluss. Dass Chris am Ende des Castings trotzdem eingezogen wäre, spricht für seine Toleranz; leider aber war dann das Zimmer schon vergeben.

Den Beitrag im Fernsehen wollen die Studentinnen mit ihrem neuen Mitbewohner und einigen Freunden von zuhause aus mitverfolgen. Was von dem Dreh letztendlich gezeigt wird, wissen die beiden aber nicht.

Weggeputzt



Simon, Lehramtsstudent in Bamberg, erfuhr über einen Bekannten, dass der Nürnberger Flughafen Mitarbeiter für die Flugzeugreinigung suchte. Der ehemalige Saunawart der Bundeswehr schloss sich spontan einer Reinigungskolonne an, die es sich vor allem nachts zum Ziel setzte, die gelandeten Flugzeuge von allem Zurückgelassenen zu befreien. Aber bevor er endgültig aufgenommen wurde, musste er sich zunächst in einem dreimonatigen Terrorismus-Check bewähren. Schließlich lockte der Arbeitsplatz ja mit der raren Gelegenheit, während des Putzens irgendetwas Unangebrachtes im Flugzeug zu platzieren. Deshalb musste man auch nach dem Test noch regelmäßig durch die ganz normalen Personenkontrollen. Dabei kam es auch einmal vor, dass ein Kollege Simons vergaß, sein Taschenmesser aus der Tasche zu nehmen. Augenblicklich verlor der Unglückliche seinen Job. Den Müll aus den Flugzeuggängen zu beseitigen, war richtige Akkordarbeit; manchmal warteten bis zu 30 Flugzeuge an einem Tag auf die Kolonne. Die Tätigkeit war auch nicht immer sehr angenehm. Da im Flugzeug übermäßig viel Kaugummi gekaut wird, finden sich auch übermäßig viele Kaugummis unter den Sitzen oder in den Aschenbechern, die dann alle wieder aufgesammelt werden müssen. Nicht nur die Kaugummis, auch die ausliegenden Papiertüten gingen der studentischen Flugzeugsreinigungshilfskraft auf die Nerven. Gegen das Vorurteil, die ganze Zeit über nur die sogenannten Kotztüten aufgeräumt zu haben, wehrt sich Simon jedoch vehement. Kein einziges Mal, so beteuert er, habe er in jenen Tüten den für sie vorgesehenen Inhalt gefunden. Dann wirft er prompt die Frage nach der Sinnhaftigkeit dieser Behältnisse auf. Das soll aber nicht bedeuten, so erzählt er weiter, dass sich im Flugzeug überhaupt nicht übergeben werde. Im Notfall denken die Betroffenen allerdings wohl nicht mehr an die für ihr Problem vorbestimmten Tüten und präferieren dann eher die Bordtoilette, weshalb es einige Male vorgekommen sei, dass die Reinigungscrew sich mit Erbrochenen auf dem Teppichboden des Flugzeuges konfrontiert sah.

Es gab aber auch schönere Aspekte der Arbeit. Zum Beispiel durfte man das Zeitschriftensortiment des Flugzeugs plündern, die zurückgelassenen Süßigkeiten essen oder am Ende die Getränke der Bordkantine austrinken.

Dennoch überwogen aber wohl die Unannehmlichkeiten seiner Tätigkeit: Simon beschloss, zu kündigen und fortan in einem Kühlhaus seine Brötchen zu verdienen.

Text: Kai Hubert und Fridolin Skala
Zeichnungen: Maria-Theresia Jungblut

Anzeige

Kulturelle Köstlichkeiten

Unsere Redakteure schreiben nicht nur, sie lesen, spielen und schauen auch: Hier erfahrt ihr, was und wie es ihnen gefällt.

Lissy spielt … „Mogelmotte“, das Spiel, bei dem Schummeln in den Regeln steht. Für alle, die es mit den Spielregeln noch nie so genau genommen haben, kommt mit „Mogelmotte“ die perfekte Lösung. Wer zuerst keine Karten mehr auf der Hand hat, gewinnt. Nur, dass es neben der üblichen Spielprozedur à la UNO auch eine unkonventionellere Methode gibt, seine Karten loszuwerden – nämlich sie einfach unter den Tisch fallen zu lassen, im Ärmel zu verstecken oder heimlich zwei Karten auf einmal abzulegen. Der Fantasie beim Schummeln sind keine Grenzen gesetzt, nur erwischen lassen darf man sich nicht. Also setzt euer Pokerface auf und seid hinterlistig – denn wer nicht betrügt, hat schon verloren! Die Karte mit der Mogelmotte darf nicht einmal auf legalem Wege ausgespielt werden, sondern muss weggemogelt werden. Neben den normalen Karten gibt es Aktionskarten, die das Spiel noch turbulenter gestalten und es der Wächterwanze (der Spieler, der aufpassen muss, dass die anderen Spieler keine Karten „zufällig“ verlieren) zusätzlich erschweren, die anderen beim Schummeln zu ertappen. Die WG sieht zwar nach einer ausgiebigen Runde Mogelmotte aus wie ein Kartenschlachtfeld, und vielleicht macht man sich sogar Feinde – doch wie jedes gute Kartenspiel lässt es sich leicht in ein Trinkspiel abwandeln, und für jede Menge Spaß sorgt das ungewöhnliche, aber unkomplizierte Kartenspiel allemal!

Kathi liest … „Veronika beschließt zu sterben“ von Paulo Coelho. „Ich hätte verrückter sein sollen“, stellt Veronika in der Mitte des Romans fest. Leider zu spät, denn die junge Frau ist nach ihrem gescheiterten Suizidversuch in Villete, einer psychiatrischen Anstalt, eingeliefert worden. Dort gibt man ihr und ihrem geschwächten Herzen höchstens noch eine Woche zu leben. Zunächst fügt sich Veronika ihrem Schicksal. Schließlich war es ihre Absicht zu sterben und dem unausgefüllten Leben zu entfliehen, das sie weder glücklich noch unglücklich machte. Doch die Freiheit, alles tun zu können und sich für nichts schämen zu müssen, bringt der sonst so kontrollierten Frau zurück, was sie für immer verloren glaubte: ihren Lebenswillen. Sie lernt die ‚Bruderschaft‘ kennen, eine Gruppe von Leuten, die schon längst von ihren Leiden geheilt sind, jedoch keine Lust mehr haben, sich in das normale Leben außerhalb der Klinik einzugliedern. Außerdem ist da Zedka, die ihr beibringt, dass das Verrücktsein immer eine Sache der Definition ist und keinesfalls so negativ konnotiert sein muss, wie es in unserer Gesellschaft heute üblich ist. Mit Eduard, einem schizophrenen Botschaftersohn, lernt sie, was Liebe und Hingabe wirklich bedeuten. Ein kluges Buch über das Tabuthema Geisteskrankheit, den gesellschaftlichen Umgang damit und darüber, warum wenigstens ein bisschen Verrücktsein glücklich macht.

Jil schaut … „Die Sopranos“, die Kultserie aus dem Jahre 1999, die uns in die Mafiawelt entführt. Die HBO-Serie greift die klassischen Mafiatopoi auf: Erpressung, Mord, Intrigen und Rangstreitigkeiten. Doch eines ist neu: Tony Soprano, der vom wunderbaren James Gandolfini gespielte Hauptcharakter, erleidet häufig Panikattacken. Und so bleibt dem einschüchternden Gangsterboss nichts anderes übrig, als sich regelmäßig auf die Couch einer Psychiaterin zu begeben. Wir lernen seine italienische Familie kennen, die in New Jersey lebt. Die Serie besticht damit, dass jeder Charakter bis ins kleinste Detail ausgereift ist. Manch einem erscheint sie zunächst etwas langwierig, doch die Schauspieler sind überragend und die skurrile Geschichte fesselnd. Und mal ganz ehrlich: So ein Leben als Mafioso – das ist nun mal nicht leicht. Nicht nur das Geschäft, auch „la familia“ bereitet Probleme. Eine zickige Mutter, die einem nach dem Leben trachtet, Affären, die der eigenen Frau leider doch nicht das Wasser reichen können und dann auch noch zwei Kinder, die mitten in der Pubertät stecken und irgendwie großgezogen werden müssen … Tony, du hast es echt nicht leicht! Doch um das köstliche italienische Essen, das dir in jeder Episode kredenzt wird, darum beneide ich dich dennoch wirklich.

Text: Katharina Stuch, Larissa Günther, Jil Sayffaerth
Foto: Ann-Kathrin Kerst

e_und

Poesie international

Der Plan war eigentlich ein anderer. Zu Grundschulzeiten saß Isabel Bederna über ihrem ersten Buch, dem vierten Band der Herr-der-Ringe-Saga, der leider unvollendet blieb. An seiner statt sollte es ein Lyrikband werden, „e-und“, den die Bamberger Studentin vor wenigen Wochen im Rahmen des Literaturfestivals „Bamberg liest“ vorstellte.

Als Martin Bayer, Schriftsteller und Dozent für Kreatives Schreiben an der Bamberger Universität, in einem seiner Tutorien einen Blick auf Isabels Gedichte geworfen hatte, stellte er den Kontakt zu einer deutsch-italienischen Kollegin, Alessandra Brisotto, her und bot den beiden nach einem ersten Austausch den Platz im Literaturtandem 2014 an. Gemeinsam würden sie an einem Buch schreiben, es veröffentlichen und vorstellen.

Der Weg der Sprache

Dabei ist Isabel kein Projektmensch, schreibt, wenn ihr danach ist, wenn es etwas in Worte zu fassen gibt. Ihre Gedichte sind sprachlicher Ausdruck starker Gedanken und Gefühle, beflügelnd, ermutigend, oft aufzehrend oder ungewiss. In jedem Fall aber bedienen sie sich einer unverwechselbaren Sprache, die auch irritieren und ebenso ungewiss stimmen kann – oder voll ins Schwarze trifft. Damit beschriebe sie ihr Gefühl am besten, meint Isabel, denn oft sei Sprache ungenügend, verlange Kompromisse, sobald man sich artikulieren möchte. Sie wählt deshalb Laute und Silben nach ihrem Bedarf und setzt sie in passender Weise wieder zusammen. „Orangengold“ oder „millimeterzitternd“ sind das Ergebnis. Was nach Stückchenarbeit klingt, findet ohne große Umwege auf das Papier, schreibt sich in Teilen wie von selbst nieder. Die Texte entstehen aus der Unmittelbarkeit und verbleiben so, kein einziges der Gedichte ist überarbeitet. Auch jene, die schon vor Jahren entstanden, gingen unverändert in die Sammlung ein, blieben situationsecht, ganz nah am Ursprungsgedanken. „Ich habe den Eindruck, dass ich, sobald sich meine Sprache verfeinert, dem Fühlen wesentlich näher komme“, beschreibt Isabel den Zusammenhang und das riesige Potenzial von Sprache.

Leitthema in mediterran

Wie trifft sich all das mit dem diesjährigen Leitthema des Festivals „Bamberg liest“, „Italien. Sehnsucht.“, das den Reizen des Landes am Mittelmeer nachspüren sollte? Die Antwort muss wohl jeder Leser selbst finden. Gleichzeitig liegt sie aber auch in der Mitautorschaft von Alessandra Brisotto, die als Tandem-Partnerin eigene Gedichte in italienischer Sprache beisteuerte, die samt deutscher Übersetzung in das Buch fanden, Zweisprachigkeit in Entsprechung des Titels. Umgekehrt geschah es mit Isabels Texten. Beide Autorinnen hatten in den Monaten zuvor in direktem Austausch gestanden, wenn auch eher persönlich als literarisch. Ihre Art, die Dinge durch ihre Lyrik aufzugreifen, ähnelt sich, doch die Gedichte selbst entstehen im Einzelnen.

Über das Verstandenwerden

Zudem wäre es Isabel unmöglich, über das im Buch beschriebene Empfinden zu sprechen, darüber schreiben kann sie. Und auch wenn nichts davon adressiert ist und vieles den Lesern fremd vorkommen mag, hofft sie doch, jemandem das Gefühl zu geben, verstanden zu werden: „Für mich ist es das Höchste, etwas zu lesen oder zu hören, von dem ich dachte, ich wäre damit alleine auf der Welt. Es wäre schön, wenn das mit meinen Texten jemandem passieren könnte.“ Und dann ein kleines Zugeständnis. Die Situation sei für sie ungewohnt, aber sie spreche trotzdem gerne darüber, um diese Schnittstelle zwischen menschlichem Empfinden und dessen Ausdrucksformen zu ergründen. Darüber, wie es gelingen kann, Fühlen und Denken in Sprache, Musik oder Bild umzusetzen, auf ganz verschiedene Weise.

Text: Tim Förster
Foto: Ann-Kathrin Kerst

Stadtführungen ausprobiert:

Die Bamberg-Fairsteher

Saftige Steaks und knackige Kokosnüsse: Im Supermarkt um die Ecke mangelt es an nichts. Doch wie kommen solche Luxuswaren nach Bamberg? Und was bedeutet deren Konsum für die Welt? Die Weltbewusst-Stadtführung gibt Antworten – Teil 3 unserer Serie.

Dumm gelaufen. Weil ich einer von zwölf „Asiaten“ bin, muss ich mir fünf Süßigkeiten mit meiner Gruppe teilen. Dabei sind genug für alle da: 20 Bonbons für 20 „Weltbürger“. Wir haben uns – repräsentativ für die Weltbevölkerung – auf die sechs Kontinente verteilt. Die Bonbons stehen dabei für die Ressourcen, die auf der Erde zur Verfügung stehen.

Sebastian dagegen hat gut lachen. Er repräsentiert die Bevölkerung Nordamerikas – und staubt ganze sechs Bonbons für sich allein ab. Ist das fair? Wohl kaum. Aber ist das hier nicht eigentlich eine Stadtführung? Was hat das mit Bamberg zu tun?

„Eine ganze Menge“, sagt die Psychologiestudentin Hannah Hofmann. Statt mit historischen Exkursen ins Castrum Babenberch beginnt sie unseren Stadtrundgang – unter den kritischen Blicken des Gabelmanns – mit dem „Verteilungsspiel“. Hannah ist eine von rund 15 „weltbewussten“ Studierenden, die ehrenamtlich Stadtführungen anbieten, meist für Schulklassen. Mittlerweile gibt es in über 50 deutschen Städten Weltbewusst-Ortsgruppen.

In Bamberg schaut das Team heute in die gespannten Augen von rund 20 Studierenden. Uns erwartet eine „Stadtführung der anderen Art“. Es geht weder um Bambergs reiche Bierkultur, noch um den altehrwürdigen Michelsberg. Themen, so wird uns erklärt, seien heute unser Konsumverhalten in Bamberg und dessen Auswirkung auf die Welt. Ein kühnes Unternehmen. Neugierig bin ich jedenfalls.

Hinein also in die Konsumhölle Bamberg! Und die zeigt sich zuerst von ihrer fruchtigen Seite. 250 Bananen essen wir durchschnittlich im Jahr. Kein Wunder, in hiesigen Supermärkten zahlt man kaum mehr als 30 Cent pro Stück. Doch wohin fließt das Geld eigentlich? Wer verdient wie viel am zweitbeliebtesten Obst der Deutschen? Nadine Bauer veranschaulicht mit einer zerschnittenen Banane die verschiedenen Produktionsschritte: Von der Plantage, meist in Mittel- oder Südamerika, über den Transport zum europäischen oder nordamerikanischen Großhändler kommen die Bananen schließlich bei uns um die Ecke im Discounter an. Von den 30 Cent landen in den meisten Fällen ganze eineinhalb Cent beim Plantagenarbeiter. Das sind 5 Prozent des Endpreises, von dem auf den Einzelhändler im Schnitt 31 Prozent entfallen, während 16 Prozent an den Logistik-Konzern gehen. Der Rest verliert sich zwischen Düngemitteln, Steuern und Reifereien.

Das krumme Ding mit der Banane

Ganz anders mutet die Lage bei Obst aus der Region an. Wir befinden uns schließlich auf dem Grünen Markt, dem Standort des Bamberger Wochenmarkts. 25 Prozent aus dem Erlös eines hier erworbenen Apfels fließen durchschnittlich in die Hände des Bauern. Wer faire Löhne unterstützen will, sollte also regional einkaufen – oder auf fair gehandelte Produkte setzen. Die gibt es mittlerweile in fast jedem Supermarkt als Alternative zu konventionell erzeugter Ware. Aber auch hier ist Vorsicht geboten, erfahren wir. Denn nicht überall, wo Fairtrade drauf steht, ist auch Fairtrade drin. So garantiert das populäre, blau-gelbe Trans-Fair-Logo einen Mindestanteil fair gehandelter Zutaten von gerade mal 20 Prozent. Alternativen wie das Bananafair-Logo findet man meist nur in Weltläden.

Zur nächsten „Sehenswürdigkeit“ ist es nicht weit. Ein Reisebüro lockt uns mit Bildern malerischer Strände und exotischer Kulturen in die weite Welt. Weit sind auch die Strecken, die wir Deutschen als Reise-Weltmeister zurücklegen, weiß das Weltbewusst-Team. Dabei fliegen wir so gut wie immer – und gern auch mal bei kürzeren Strecken. Was das für die Umwelt bedeute, werden wir gefragt. Wie weit kommt man mit Auto, Bahn und Flugzeug bei einem CO2-Ausstoß von je einer Tonne?

Cornelia Bauer lässt die Zahlen wie Hagelkörner auf die Pflastersteine des Maxplatz‘ knallen: 3.000 Flug-Kilometer, 7.000 Kilometer mit dem Auto und 17.000 Kilometer im Zug. Aber: „Ist das pro Kopf gerechnet?“, fragt ein Zuhörer. Verwirrung kommt auf. Und bei mir die Frage, wo die ganzen „Fakten“ eigentlich herkommen. „Weltbewusst-Wiki“, erklärt mir Hannah, „ist eine Online-Plattform, auf der Materialien und Hintergrundinfos zu den Stationen gesammelt werden“. Drei Klicks später bin ich schlauer: Die Zahlen scheinen gut recherchiert, sind mit Quellenverweisen versehen. Hier erfährt man auch, dass die Daten zum CO2-Ausstoß pro Kopf gelten. Cornelia verspricht trotzdem, nochmal genauer nachzuschauen. Schulklassen haben selten solche Fragen.

Der nächste Halt sollte eigentlich das Kochlöffel-Restaurant sein, doch starker Wind lässt

uns in den Innenhof der U2 flüchten. Statt Zahlen fliegen uns dort Burger-Schachteln um die Ohren. Heraus kommen keine labbrigen Big-Macs, sondern Worte. Auf kleine Karten gedruckt, erzählen sie vom deutschen Viehzüchter Michael Kuhmacher und seinem brasilianischen Kollegen Luis. Der muss, wie viele Kleinbauern in seiner Heimat, großen Soja-Plantagen weichen und mit seiner Familie in die Favelas von Sao Paolo fliehen. Die Ernte dieser Großbetriebe landet wiederum in den Futtertrögen wohlgenährter Kühe von Michael Kuhmacher. Als dritter Protagonist betritt Klaus Hungrig die Bühne. Ihm knurrt der Magen und deshalb wird er sich jetzt gleich eine würzige Salami gönnen. Wir ahnen es schon: Die kommt aus Kuhmachers Ställen. Klaus Hungrig ist kein Einzelfall. Bei vielen von uns kommt Fleisch fast täglich auf den Teller. Und nicht zu knapp: Der Durchschnittsdeutsche isst ganze 88,5 Kilogramm im Jahr.
Komplett auf tierische Produkte zu verzichten, ist eine echte Herausforderung. Dabei wäre schon viel getan, wenn wir weniger äßen, denn es ist vor allem die Massentierhaltung, die solche Ungerechtigkeiten schafft. Mir jedenfalls ist der Appetit vergangen.

Vorerst. Als im Weltladen in der Kapuzinerstraße als Krönung des Rundgangs Fairtrade-Schokolade verteilt wird, kehrt er prompt zurück. Bewusst naschen schmeckt schließlich doppelt so gut. Aber dieses heimelige Geschäft bietet noch mehr: Von Lebensmitteln über Haushaltswaren bis zu Dekorationen findet man hier echte Alternativen zu Lidl, Aldi und Co.

Anstöße statt Anklagen

Das Fazit unserer Stadtführer leuchtet ein: Bewusstsein für globale Probleme allein reicht nicht aus. Sie sind weder gottgegeben, noch sind wir ihnen gegenüber ohnmächtig. Als Konsumenten haben wir die Macht, auf sie Einfluss zu nehmen. Hier und heute. Im Alltag. In Bamberg.
Niemand muss seinen kompletten Lebensstil umstellen, aber jeder kann nach seinen Möglichkeiten etwas ändern. Und sei es nur, statt Erdbeeren im Winter künftig fair gehandelte Bananen zu kaufen. Die alternative Stadtführung von Weltbewusst regt zu solchen Gedanken an. Dabei kommt sie keineswegs missionarisch daher – die Stimmen der Stadtführer klingen fast nie anklagend. Sicher, manche Zahlen waren nicht en detail recherchiert und die Probleme der Welt sind komplexer als eine zerschnittene Banane. Auch sonst schimmert durch, dass die Rundgänge eigentlich für Schulkinder gedacht sind. Doch Weltbewusst will gar keine unanfechtbaren Wahrheiten verkünden, sondern Denkanstöße versetzen. Das gelingt. Auch bei Studierenden.

Text: Julian Rodemann
Foto: Hannah Hofmann
Grafik: Miriam Fischer

INFO

Weltbewusst

Weltbewusst bietet Führungen auf Nachfrage an. Wenn ihr Lust auf einen Stadtrundgang der anderen Sorte habt und genug Leute seid, könnt ihr die Gruppe unter weltbewusst@posteo.de buchen. In der Facebook-Gruppe „Weltbewusst Bamberg“ finden sich die aktuellen Führungstermine. Es wird ein Unkostenbeitrag von einem Euro pro Teilnehmer verlangt. Allgemeine Infos gibt es auf weltbewusst.org.

Max, 21, IISM, 2. Sem.

1

Carlo, 22, BWL, 3. Sem.

2

Ying, 26, Master EES, 3. Sem.

3

Ilker, 22, IISM, 1. Sem.

4

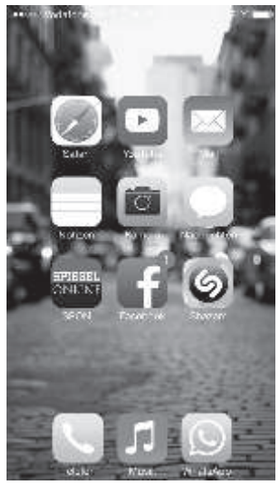
Which iPhone is my phone?

Wir sind die Generation „Kopf unten“. Doch wie leicht ist es, uns unserem treuen Begleiter Smartphone zuzuordnen? Schicke die richtige Kombination aus Person und Handybildschirm bis 14.07. an raetsel@ottfried.de und gewinne das Buch *e_und* von Isabel Bederna und Alessandra Brisotto.

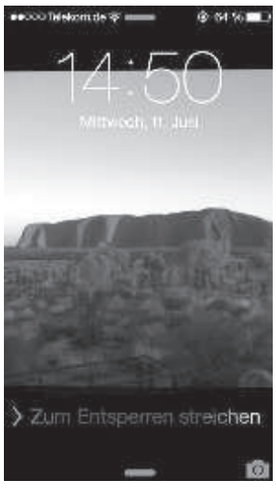
Fotos: Maximilian Krauss und Daniela Walter

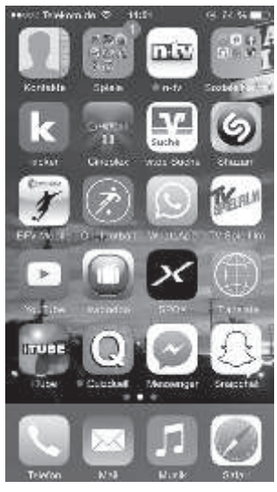
a

c



b



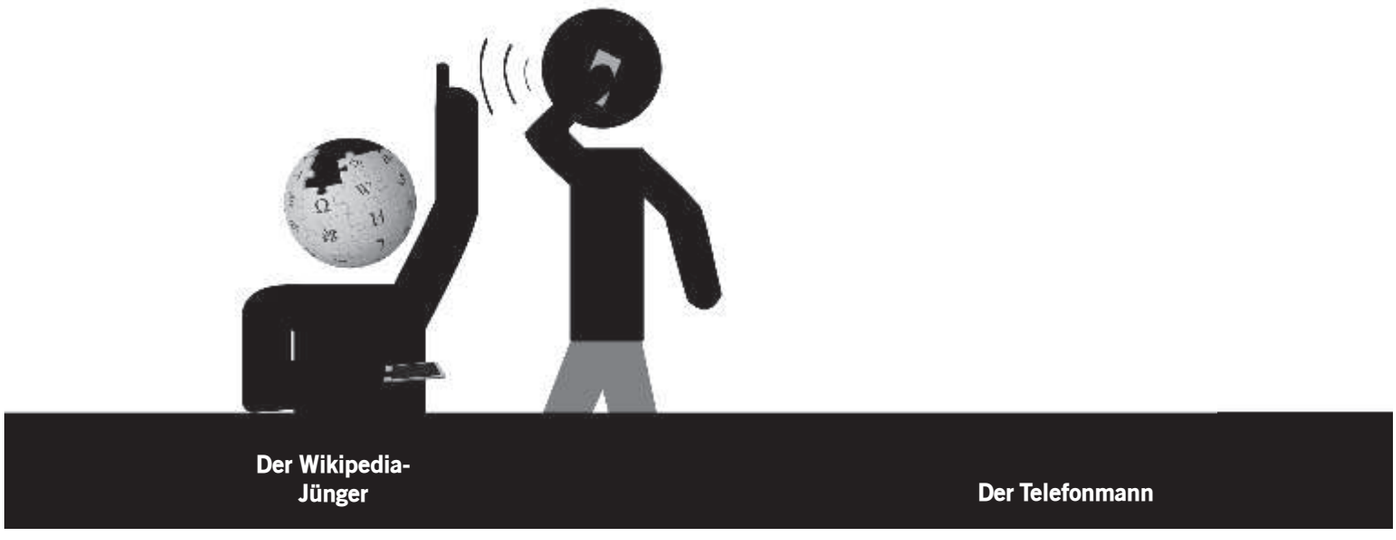


d

Der Smartphone-Säggl

Uneingeschränkte Erreichbarkeit ist sein Lebensinhalt und das Smartphone sein treuester Freund. Doch er telefoniert nicht, und auch SMS sind nicht das, was er braucht: Er ist ein WhatsApp-Junkie. Der Messenger ist sein Sozialleben. Wo er geht (!) und steht, korrespondiert er in Form von kleinen Botschaften mit seinen Freunden. Kommt es allerdings dazu, dass er selbige Personen tatsächlich trifft, nutzen beide die Zeit, nicht etwa, um sich zu unterhalten; nein, sie „whatsappen“.

Gefangen im Hin und Her von Manie und Depression, die ein virtuelles Minispiel unweigerlich mit sich bringt, gibt es für den „Smartphone-Game-Champion“ nichts Größeres, als jeden Tag mehrere Stunden sinnlos Farbkugeln zu sortieren oder garstige Vögel mit einem Katapult zu verschießen. Eigentlich besucht er nur Lehrveranstaltungen, um dort hinter seinem Schutzwall aus Rucksack und Jacke ungestört seiner Leidenschaft nachzugehen. Gruppenarbeiten sind ihm, genauso wie Diskussionsrunden, ein Dorn im Auge. Er ist immer auf der Jagd nach einem neuen Highscore.



Es gibt Situationen, da ist selbst der beste Prof überfragt. Was kann dann noch helfen? Natürlich! Der Wikipedia-Jünger! Sobald sich auch nur andeutet, dass eine Frage in der Veranstaltung nicht geklärt werden kann – meist handelt es sich dabei um schlichte Fakten – wetzen seine flinken Finger über den geplagten Touchscreen seines Smartphones und finden alsbald – vorzugsweise in Wikipedia – die gesuchte Information. Selbst wenn die kleine Informationslücke bereits durch den Dozenten umschifft wurde, meldet sich der Wikipedia-Jünger noch zu Wort und leitet seinen Beitrag etwa wie folgt ein: „Also ich hab da nochmal nachgesehen, und Wikipedia zufolge hat Bamberg eine Einwohnerdichte von 1298 Einwohner je km^2!“ – „Ähm ja, okay danke.“

Mitten im Referat, im Spannungsbogen der Vorlesung, egal wann: Sein Telefon schellt und er geht ran, denn er ist der Telefonmann! Dabei ist nicht der Klingelton seine Spezialität – er hat sein Handy meist lautlos – der richtige Abgang ist sein Fachgebiet. Gekonnt platziert er sich zu Beginn der Veranstaltung am anderen Ende des Raumes fernab der Tür und wartet nur auf einen Anruf. Sodann springt er auf und rennt telefonierend aus dem Zimmer. Präzise wählt er dabei Lautstärke und Tonfall seiner Kommunikation gerade so laut, dass man Gesprächsfetzen versteht und abgelenkt wird, aber noch so leise, dass man meinen könnte, er wolle nicht alle Anderen in den Wahnsinn treiben.

Text: Konstantin Eckert; Grafiken: Jonas Meder

Dinge, die Bamberg nicht braucht

Importiertes Bier

Lässt man sich abends in einer Bamberger Kneipe nieder, sollte man einen Fauxpas tunlichst vermeiden: Die Wahl auf ein Krombacher, ein Becks oder ein anderes auswärtiges Bier fallen zu lassen.

Abgase, Müllgestank und verrauchte Kneipen: Das alles kennt ein Bamberger nicht. Doch es liegt etwas anderes in der Luft... *Dickes B oben an der Spr... Regnitz. / Im Sommer tust du gut und im Winter tut's weh. / Mama Ber... Bamberg, Backsteine und Benz... Bier, / wir lieben deinen Duft, wenn wir um die Häuser zieh'n.* - so oder so ähnlich würde es wohl ein Bamberger trällern.

Kein Wunder bei den neun Brauereien und zwei Handelsmälzereien, die sich tagtäglich nicht nur um den penetrantesten Geruch auf Bambergs Fläche von nur 55 Quadratkilometern, sondern auch um den einen oder anderen Kater am nächsten Morgen kümmern. Ja, man könnte fast behaupten, dass in dieser Stadt kaum jemand drumherum kommt, Bierliebhaber zu werden; nicht zuletzt weil die riesige Auswahl an Biersorten für praktisch jeden ein passendes Gesöff bereithält.

Nur die Kenner unter uns bestellen „a U", auch bekannt als Mahrs Kellerbier.

Wer auf einen schnellen Rausch aus ist und sich in eine andere Sphäre katapultieren will, der greift am besten zu Bambergs berüchtigtem Bockbier. Das selbe Ziel haben zwar auch die Trinkspieler, aber aus taktischen Gründen bietet sich ihnen das leicht trinkbare Keesmann an, das bekanntlich auch den bierscheuen Mädels mundet.

Die Herren Bambergs genießen stattdessen in gemütlicher Runde lieber das Keesmann Herrenpils.

Die Sportlichen trifft man beim Greifenklau, weil dem Rest die Kaulbergwanderung zu anstrengend ist.

Die Alteingessenenen schwören auf ihr Schlenkerla Rauchbier, die Spezielleren hingegen auf das Spezial.

Die Hipstergeneration trinkt neben Soja Latte und Club Mate das neue, kultige St. Erhard.

Das szenereife E.T.A. Hoffmann Bier unterstreicht den Theaterbesuch des Kulturliebhabers.

Dem großen Bruder Berlin nacheifernd darf das „Sterni" für den kleinen Geldbeutel nicht fehlen. Nur hier kommt es vom Fässla, heißt dialektgetreu Sternla und fungiert als Brückenbier.

Doch das ist noch lang nicht alles. Für die Kleinen ein Zwergla, die Heimwerker ein Maisel, die Historiker ein Kaiserdom, die Theologen ein Klosterbräu, die Computernerds ein Bambergator von Fässla, und den BWL-Studenten kommt nur das Bamberger Gold von Klosterbräu ins Haus. Ja, Bamberg macht dem Bier wahrlich größte Ehre. Oettinger schmeckt doch eh wie Plörre, Becks wie Wasser, und Astra finden auch alle nur wegen seiner kleinen Flaschenform cool. Sicher, ein gutes Guinness im Pub ist etwas Feines, aber es schlägt bestimmt nicht das gute, alte Bamberger Bierla. Ganz abgesehen davon, dass Oma und Opa von nebenan, alle Bambergverliebten und vor allem die Touristen sowieso zu den lokalen Leckereien greifen. Also, importiertes Bier: Ade, wir brauchen dich hier nicht. Und damit Prost auf Bamberg und das bierliebende Studentenvolk!

Text und Foto:
Julia Braun und Alissa Rogg
Bildbearbeitung: Jana Zuber

OTTRÄTSEL

„Sie wohnt jetzt an einem dunklen Ort.“

Erkannt?

Wenn du weißt, welchen Film wir meinen oder wo in Bamberg das Bild gemacht wurde, dann schreib uns den Titel mit deinem Namen an raetsel@ottfried.de! Einsendeschluss ist der 14. Juli 2014. Zu gewinnen gibt es Kinokarten fürs Odeon.

FOTO: MAXIMILIAN KRAUSS

Spielzeit 14 / 15

Palmbülbül und Wundersylphe // Jacques Offenbach, R. Lewandowski Rose Bernd // Gerhart Hauptmann Penthesilea // Heinrich von Kleist Sieh, was du nicht siehst // Rainer Lewandowski, Konrad Haas Die acht Frauen // Robert Thomas Das letzte Band // Samuel Beckett Die Bombe // Rainer Lewandowski In der Sache J. Robert Oppenheimer // Heinar Kipphardt Schuld und Schein // Ulf Schmidt Monty Pythons Spamalot // John du Prez, Eric Idle Tschick // Wolfgang Herrndorf Wie im Himmel // Kay Pollak Robyn Hod // Freilichtfassung von R. Lewandowski Die Zauberflöte // W. A. Mozart, E. Schikaneder

theater.bamberg.de